

1

Letzte Streifen aus Purpur zogen sich über den Himmel, doch unter den Kronen uralter Bäume herrschten schon die Schatten der Nacht.

Amalai kniete zwischen den Farnen und ließ eine weitere fahle Blüte in ihre Hand fallen. Dies war die Stunde, wo die samtigen Kelche sich der Nacht öffneten, wo ihr Aroma am wildesten, ihre Kraft am unbändigsten war. Ein beißend süßer Duft stieg Amalai in die Nase, ein unverschämter Lockruf zwischen Wollust und Verwesung, verheißungsvoll bis an die Grenze der Übelkeit. Doch Amalai wusste, wie die gespenstischen Blumen zu gewinnen waren, und wie ihre verwirrende Essenz zu einem heilenden Balsam geronn.

"Komm, komm zu mir", flüsterte sie einer weiteren blasse Nachtblüte zu, der letzten für heute. Alle anderen würde Amalai zurücklassen, damit sie reifen und welken und ihren Lebenskreis vollenden konnten.

Doch dann knackten und brachen Äste im Unterholz. Amalai duckte sich instinktiv zwischen die Farne, als schwere Tritte hinter ihr vorbeizogen. Vögel flohen kreischend in die Baumwipfel, doch Amalai kroch den Unruhestiftern hinterher. Zwischen den dunklen Stämmen konnte sie drei Gestalten ausmachen, die über die Baumwurzeln dahinstolperten. Was trugen sie da?

Als sie den Waldrand erreichten und das letzte Wiesenstück hinab zur Festungsmauer eilten, sah Amalai, dass es Kadetten aus der Klingenburg waren. Noch bevor sie das Tor in der Mauer des Hinterhofes erreicht hatten, öffnete sich die Pforte und die Wache kam ihnen über die kleine Brücke entgegen. Dann noch eine Kriga aus dem Hof, und noch eine. Schon bald hatte sich eine aufgebrauchte Gruppe aus Kadetten und älteren Krigas vor dem Tor versammelt.

Amalai trat unauffällig näher und spähte zwischen den uniformierten Rücken hindurch. Auf einer Bahre lag ein junger Mann, oder eher ein Bursche. Er war kaum älter als sechzehn und auffallend schön, sein Gesicht so ebenmäßig und vollkommen wie das einer Marmorstatue. Und auch so weiß, so kalt. Er war tot.

Sein Körper war mit einem Tuch bedeckt. Amalai wusste nicht, ob sie wirklich die Konturen zerschmetterter Glieder darunter erkennen konnte, oder es bloß eine albtraumhafte Einbildung war. Sie wandte ihren Blick ab.

Die Krigas rund um die Bahre murmelten. Einige waren stumm vor Schock, andere fluchten leise und wütend vor sich hin. Die Kadetten aus dem Wald gaben Erklärungen ab, wieder und wieder, bis einem von ihnen die Galle überging.

»Ich schwör's! Ich hab's gesehen, mit eigenen Augen!« Er war ein stämmiger Bursche, voller Muskeln, doch sein Körper zitterte.

Ein Kamerad legte ihm den Arm um die Schultern und versuchte, ihn zu beruhigen. »Na komm, Kortid.«

Aber Kortid wollte nicht beruhigt werden. »Ich sag's euch! Ich war es, der Hun gefunden hat. Und ich hab's gesehen! Da hockte ein Schatten auf seiner Brust, ein Monster schwarz wie die Nacht! Ein Dämon, der Huns Blut getrunken hat!«

Kortid war unnatürlich blass, selbst für jemanden mit so weißer Haut. Schweißperlen standen auf seiner Stirn. Einige der Krigas schienen ihm zu glauben, und waren steif und unbeholfen vor Angst. Andere versuchten immer noch, Kortid zuzureden wie einem kranken Kind.

»Schaut doch selbst! Schaut seinen Hals an!«, schrie Kortid, außer sich.

Die Krigas warfen einander unsichere Blicke zu. Dann trat ein hagerer Mann vor und zog mit knapper Geste das Tuch zurück. Im Schein der Laterne leuchtete Huns Hals fahl wie der Mond, so blass und makellos wie sein Gesicht. Keine Wunden verunstalteten seine Haut. Bis auf zwei winzige rote Punkte an der Seite. Genau über der Schlagader.

Der Kriga fuhr zurück. Andere beugten sich weiter vor.

Ein Flüstern ging durch die Gruppe, die zuvor erwartungsvoll verstummt war. Das Raunen schwoll an wie eine Welle auf stürmischer See, und brach schlagartig ab als vom Kasernentor her Befehle gebrüllt wurden.

Alle Krigas schlugen sofort die Hacken zusammen.

Wortlos trugen sie die Bahre hinein.

Dumpf fiel das Tor hinter ihnen ins Schloss.

»Aber es gibt keine Dämonen! Das wissen doch alle!«, polterte Rebonya, und ihre Mandelaugen funkelten die anderen Kadetten an.

Tumult erfüllte den Gemeinschaftsraum, Unglaube und Fassungslosigkeit.

Hun war tot.

Eine Gruppe Kadetten umringte Kortid und lauschte mit gerunzelten Brauen seiner Geschichte von dem Monster, das er im Wald gesehen hatte. Andere schlugen mit der Faust gegen die Wand oder sanken in sich zusammen, den Kopf in den Händen.

In mehreren Ecken entspannen sich hitzige Debatten.

»Dämonen waren nie mehr als Illusionszauber der Magjas und Schauermärchen der Feudalen!« Rebonya schüttelte den Kopf so heftig, dass ihr die kurzen schwarzen Haare um die Ohren flogen. »Auf so was fallen wir doch nicht mehr herein!«

Der Kadette neben ihr wiegte bedächtig den Kopf. »Aber Hun ist tot im-«

»Ja, Hun ist tot!« Rebonyas Wut unterbrach ihn. »Und ich kann dir sagen, welcher böse Geist ihn auf dem Gewissen hat!« Sie zeigte mit anklagendem Finger in Richtung Burghalle. »Dieser Geist hier, der Menschen in sinnlose Gefahren schickt und das ›Korrektur‹ nennt.« Rebonyas Hand ballte sich zu einer Faust. »In Wirklichkeit drillen diese ›Korrekturen‹ Krigas bloß darauf, so viel Grausamkeiten auszuteilen, wie sie selbst einstecken mussten.«

Der Kadette verschränkte die Arme vor der Brust und sah Rebonya mit zusammengekniffenen Augen an.

Aber Rebonya polterte weiter. »Du kannst sagen, Hun hatte einen Unfall beim Holzfällen. Aber warum ist denn dieser Unfall überhaupt passiert, bitte schön? Warum war er denn allein diesen Baum fällen?«

»Es war kein Unfall.« Genau in diesem Moment ging Kortid hinter Rebonya vorbei. Sein Gesicht war blass, seine Stimme müde. Nur noch ein Flüstern. »Es war ein Dämon.«

* * *

»Ein Dämon.«

Berqar machte ein paar Schritte zum Fenster und schaute zwischen den Gitterstäben hinaus. Kalt und abweisend ragte die Burg in den Himmel.

»Ein Dämon ist im Wald erschienen und hat Hun getötet.«

So war die Mär zu ihr gekommen, zur Kommandantin der Klinge, der ältesten Kaserne Yurvanias. Es erschien ihr wie ein Omen, voller

Warnung vielleicht, oder voll verborgener Verheißung. Wenn es Berqar nur gelänge, den verschleierte Ruf zu entschlüsseln!

Sie blickte hinaus in die Dämmerung, in blutrote Wolken über den schwarzen Zinnen. Und langsam nahm die Vision Gestalt an.

Ein Schatten stieg über Behrlem auf, über einer schwachen, hilflosen Stadt. Eine Macht der Finsternis bedrohte das Leben unschuldiger Menschen, würde morden, gnadenlos! Ein Dämon war da, eine Ausgeburt der Hölle!

Das war es. Als Berqar sich umdrehte, lag ein Funken in ihren Augen, den sie längst erloschen geglaubt hatte. Aber nun war zurück, und würde brennen, lichterloh!

* * *

Amalai lehnte sich an die Wand ihrer Dachterrasse und zog den warmen Körper ihres Geliebten tiefer in ihre Arme. Lahoon schmiegte sich an sie. Sein Rücken war nackt, und seine samtige Schmetterlingshaut schimmerte blau und türkis im schwachen Abendlicht. Er sah aus wie ein Fey, der sich ins Terrenreich verirrt hatte. Aber er war ein Kind dieser Erde, soweit sie wussten, ein Menschentier wie alle anderen auch. Auch wenn die Sehnsucht nach der Anderwelt tief in seiner Seele saß und ihn bereit machte, sich an jeden Strohalm zu klammern, oder nach den Sternen zu greifen. Und genau so hatte er Amalais Geschichte aufgenommen.

Seine Stimme war rau, durchdrungen von Hoffnung und Verlangen. »Vielleicht ist jetzt die Zeit gekommen. Vielleicht, nur vielleicht, ist das meine Chance, die Fey zu finden.«

Lahoon strich sich eine Strähne pechschwarzen Haares aus der Stirn. »Ich werde in den Wald gehen, zu den Schatten, dem Dämon. Wer auch immer dort gewesen sein mag.«

Lahoons Blick war auf den Horizont gerichtet, wo der schwarze Wald schwer und dunkel unter einem sternklaren Himmel lag. »Ich habe schon so oft gerufen. Habe gebeten und gewartet, gesungen und gelockt. Wer sind die Fey?« Lahoons Worte wurden zu einem Flüstern, das der Wind davontrug. »Sie haben sich mir nie offenbart. Aber vielleicht jetzt. Heute Nacht.«

Er ließ seine Stirn gegen Amalais dunkle Locken sinken. »Ich muss alleine gehen. Du wirst keine Angst um mich haben?«

»Nein.« In der Ferne rief eine Eule, und Amalais Finger schlossen sich fester um Lahoons Hand. »Doch. Aber ich vertraue deinen Träumen. Du wirst die rechte Art finden, den Schatten im Wald zu rufen. Deine Liebe zu den Fey wird dich leiten.«

*

Lahoon versank im nächtlichen Wald wie in einem Ozean, der ihn mit sanften Wellen in die Tiefe zog. Der mondlose Himmel stand weit und dunkel über der Welt, und Lahoon wandelte zwischen den schwarzen Stämmen und den schwankenden Gestalten der Farne.

Der ganze Wald war voller Leben, voll glänzender Augen und schnuppernder Nasen. Voller Rascheln, von Blättern und Schuppen und winzigen Krallen. Die magische Laterne in Lahoons Hand warf einen goldenen Schein auf den Boden, einen Kreis aus Licht, der ihn gerade mal einen Schritt weit sehen ließ. Und ihn umgekehrt meilenweit sichtbar machte, als einen einzelnen leuchtenden Punkt in einem Meer aus Dunkelheit. Alle Wesen des Waldes würden wissen, wo er war. Es gab kein Versteck für ihn.

Und vielleicht war das gut so.

Denn Lahoon war ein Suchender, aber einer, der vor allem darauf vertraute, gefunden zu werden. Sein ganzes Wesen war ein Angebot, eine Verlockung, ein Willkommen. Lahoon jagte nicht nach, sondern lud ein. Er war bereit, zu hören und zu spüren, zu empfangen und von sich selbst zu geben.

Und so sandte Lahoon sein geborgtes Licht aus, ohne zu zögern. Er wollte sogar noch mehr tun.

Rund um Lahoon sangen die Stimmen der Nacht, sie rauschten und zirpten, knackten und quakten. Affen tanzten über ihm durchs Geäst. Zweige brachen unter seinen Füßen. Lahoon fühlte sich ein in diese Symphonie des Waldes und ließ seine eigenen Töne mitklingen. Summend und schnalzend, eine leise, zögernde Frage pfeifend ging Lahoon weiter, vertraute auf seine Intuition und das Geleit des dichten Lebens um ihn herum.

Sie brachten ihn direkt zu dem gefällten Baum.

Der mächtige Stamm lag am Rande einer Lichtung inmitten der Spuren von Verhängnis, von Aufruhr und Zerstörung. Das Gras war zertrampelt, Äste abgerissen. Furchen im Boden zeugten von schweren Lasten, die über den Boden geschleift worden waren.

Nun lagen sie still im Dunkel der Nacht.

Nur der matte Schein der Laterne erhellte eine Krone voll welkender Blätter. Ein Baumriese war hier gestorben, und hatte im Fallen einen Jungen mit in den Tod gerissen.

Lahoon sank auf die Knie und legte seine Stirn an die raue Borke.

Lange Zeit blieb er bewegungslos, fühlte, wie der Atem seinen Körper verließ und eins wurde mit dem Geruch von Wald und Harz und fruchtbarer Erde.

Eine Brise ließ die Blätter rund um ihn rascheln und flüstern. Allmählich begann Lahoon zu antworten, mit seinem eigenen rauhen Atem, mit den Lauten, die sein innerer Wind machte, wenn er über die Bänder seiner Kehle strich. Ein Summen vibrierte in seiner Lunge, floss hinaus in die Welt als ein Klagelied, ein Requiem. Als Trauer, als ein Hinspüren zum Mysterium des Todes und dem Schatten der Fey, der über ihm lag.

Lahoons Stimme brach nun ohne sein Wollen oder Zutun aus ihm heraus, wurde ein Ruf, eine Suche in ätherischen Welten. Der Schmerz über den Tod verschmolz mit der endlosen Sehnsucht nach einem Leben, das Lahoon fühlen konnte, aber niemals berühren.

Er wusste nicht, ob er in Worten sprach oder nur in der Form seiner Melodien, dem Ton seiner Stimme, den Bewegungen seines Körpers. Aber er sprach, soviel wusste er. Und er fühlte die Gegenwart der Fey, die seine Augen nicht sahen. »Wer seid ihr? Was ist geschehen?«

Ranken des Todes schwebten noch immer über der Szenerie. Lahoon konnte sie fühlen. Er lehnte sich in ihre Spuren während er sang, immer weiter, in sanften, fragenden Melodien. »Ihr seid gekommen, im Moment des Todes. Warum?« Lahoons Stimme war heiser. »Habt ihr getötet?«

Seine Finger strichen über die furchige Rinde. Auf der Suche nach einer Antwort, oder nach einer besseren Frage. »Begleitet ihr die Sterbenden? Mildert die Schmerzen, geleitet die Seelen?«

Lahoons Finger verfiel sich in einer Kerbe, die die Axt geschlagen hatte. »Oder ist der Tod der einzige Moment, in dem ihr von einer Welt in die andere treten könnt? Ist dieser Bruch im Gefüge des Seins euer Portal?«

Lahoons Wahrnehmung veränderte sich. Er spürte, wie die Welt um ihn dichter wurde, voller, so als hätten sich bislang ungeahnte Ebenen für ihn sichtbar gemacht.

Der Wald war voller Tod. Lahoon konnte es nun sehen.

Im matten Schein der Laterne, am Rande der Nacht, saß ein Käfer und aß ein Blatt. Lahoon sah, wie das Blatt starb und zu Käfer wurde. Die winzigen grünen Zellen zerbrachen, ihre unglaublich komplexe Struktur löste sich auf. Aber all die Lebenskraft war noch da, verwandelte sich, wurde zu Zellen eines Käfers, eines dunklen Auges, eines durchsichtigen Flügels unter dem Schutz des dicken Panzers. Der Käfer schnupperte mit zarten Fühlern in den Wald hinaus und flog davon. Lebenskraft eines Blattes floss durch seine Muskeln und trug ihn als goldenen Punkt durch die Lüfte davon.

Doch dann wurde er zu Fledermaus. Der Käfer knackte zwischen kleinen scharfen Zähnen und der Tod riss eine weitere Wunde in das Geflecht des Lebens, wie ein Schrei, ein sengender Blitz.

Winzige Zellen hörten auf, Käfer zu sein, und wurden zum Schlag ledriger Fledermausflügel, zur Feinheit in den Ohren eines geheimnisvollen Wesens, das sich selbst durch ein Labyrinth an Ästen rief. Die Lebenskraft floss stark und ungebremst in ihren Adern, ein Quell von Wunsch und Bewegung.

Lahoon fühlte die Fledermaus davonfliegen, mit ihren eckigen, erratischen Bewegungen. Und hatte plötzlich eine Vision ihres Todes.

Ihr pelziger Körper lag auf dem Boden, still und verkrümmt. Er wurde Heimat für die Ursprünge von Käfern, und einen Mikrokosmos von Wesen so unbegreiflich, dass Lahoon die Worte fehlten um sie zu benennen. Der Körper der Fledermaus war ein eigenes Universum, eine ganze Welt voll unvorstellbar fremdartiger Geschöpfe. Er sprühte und wimmelte vor Leben, bis diese Welt sich schließlich selbst aufgezehrt hatte und in sich zusammenfiel. Dann wurde sie zu Erde, zur Wiege der Bäume.

Lahoon fuhr mit der Zunge über seine Lippen.

Er konnte all die Übergänge fühlen, die sich durch den Wald zogen. Den Tod und die Transformation. Es gab Millionen Risse im Gewebe des Seins, Momente der Instabilität, Orte, wo das Unfassbare geschah. Wo Gestalten sich wandelten und Lebenskraft von einem zum anderen floss.

Wenn der Tod das Portal war, mit dem die Fey von einer Welt in die andere kamen, dann musste es unendlich viele Wege geben.

»Oder ist es der Tod eines Menschen, den ihr braucht? Diejenigen von euch, die nicht durch den Spalt eines Käfers kriechen können?« Lahoon zitterte. War er bereit zu sterben? Gegessen zu werden, seinen Körper und seine Lebenskraft in einen anderen fließen zu lassen? Einen Fey?

»Nein,« flüsterte er. »Nein. Noch nicht. Ich bin nicht bereit, mich aufzulösen, selbst wenn es ein Weg wäre, zu dir zu werden. Ich möchte dir zuerst begegnen, als der, der ich jetzt bin. Ich möchte diesen Körper haben, um deine Berührung zu spüren. Diese Seele, um dich zu erkennen.«

Lahoon konnte den Tod im Wald um sich sehen, wie gespenstische Glühwürmchen, wie Spinnweben aus Mondlicht. Die Risse im Geflecht der Welt waren überall. Mit der sanften Bewegung eines Druiden griff Lahoon in dieses Licht, in diese Finsternis. Sie lag in seinen Händen wie ein feiner Schleier, ein ätherisches Gewebe.

Als Lahoon vorsichtig die Arme hob, formten sich dicke Falten aus Sternenlicht über seinen Händen, volle, runde Schichten aus unsichtbarem Samt. Silbrige Schimmer bogen sich, bildeten einen Türbogen, wie der Rand einer angehobenen Decke. Darunter gähnte ein schwarzes Loch. Eine Höhle, ein Tunnel. Gerade groß genug für einen Menschen.

»Komm«, flüsterte Lahoon in die Passage unter seinen Händen.

»Komm.«

Nichts regte sich.

Da war kein Laut, keine Bewegung, kein lebendes Wesen, das Lahoon spüren konnte.

Er sang sanft in die Dunkelheit, Balladen der Hoffnung, des Willkommens und der Liebe.

Die Töne verklangen. Es gab kein Echo. Dumpfe Stille blieb zurück.

Lahoons Körper bebte. Mit der Sicherheit eines Schlafwandlers hob er die schimmernden Falten an und duckte sich darunter hindurch.

Er fiel in die Dunkelheit.

2

Rebonya trug die vergoldete Rüstung der Ehrengarde. Sie stand vollkommen still in Reih und Glied, als Huns Totenwache.

Durch das Fenster fiel die Schwärze einer bitteren Nacht herein, aus der die letzten blutroten Strahlen längst geschwunden waren. Hun lag aufgebahrt wie ein Held. Der Kasten um seinen Leichnam war groß und flach, mehr ein Bett als ein Sarg, bedeckt von einer riesigen Fahne. Nur sein Kopf war zu sehen.

Rebonya blickte aus dem Augenwinkel hinunter auf Huns Gesicht. Ihre Hand ballte sich zur Faust.

Doch da kam das Zeichen.

In perfektem Gleichklang hob die Ehrengarde die Bahre an und trug sie hinein. Das Gewölbe über ihnen, hoch wie das einer Kathedrale, warf das hohle Echo ihrer Schritte zurück.

Die große Halle der Burg war voller Krigas, alle in Formation. Die, die auf dem weiten Steinboden keinen Platz mehr gefunden hatten, standen auf der breiten Treppe oder den balkonartigen Korridoren im ersten und zweiten Stock.

Alle salutierten. Hunderte von Augen verfolgten, wie der Sarg auf einem mächtigen Tisch in der Mitte des Saals aufgebahrt wurde. Hun, immer noch schön wie eine Marmorstatue, sah aus wie der Inbegriff eines Prinzen, eines Helden auf seinem Grabmal.

Berqar hatte eine dramatische Pause eingelegt.

Nun nahm sie ihre Rede wieder auf. Ihre Stimme war leise, doch selbst ihr Flüstern war in der vollkommenen Stille des Saales zu hören. »Eine unfassbare Bedrohung hängt über uns, über der sanften, hilflosen Stadt Behrem. Eine Macht der Finsternis.« Berqar ließ ihren Blick über die

Menge der versammelten Krigas schweifen. »Ein Monster, ein grausamer Dämon sucht uns heim.«

Schwerter glänzten im Fackelschein.

»Hun war das erste Opfer. Abgeschlachtet von einem Ungeheuer.« Berqar gewann an Fahrt. »Hun hat sein Leben gegeben, um uns zu warnen! Lasst uns sein Andenken ehren!«

Ihre Worte erschallten nun laut und klar. »Lasst Huns Tod nicht umsonst gewesen sein! Macht ihn zu unserem Weckruf, unserem Kampfschrei!« Sie riss die Fahne vom Sarg.

Hun war blutig, nackt, entstellt.

In hundert Kehlen verfieng sich der Atem; in hundert Herzen fehlte ein Schlag.

»Das ist das Werk des Dämons!«, donnerte Berqars Stimme durch den Saal. »So werdet ihr aussehen, wenn ihr nicht kämpft! Doch ich sage: Nein!!! So werden wir nicht enden! Wir sind stark! Und wir sind im Krieg!«

Der Puls schlug wieder in den Adern der Krigas. Und wurde schneller.

»Krieg! Krieg!«, bellte Berqar durch die Burg.

Die Krigas stimmten in ihren Ruf ein, erst zögerlich und leise. Doch dann wiederholten sie den Kampfschrei, gaben ihm Kraft und Stärke, bis die Halle vibrierte mit der Inbrunst ihres Gebrülls, und tief unten im Gemäuer schlafende Geister weckte.

»Krieg!!! Krieg!!! Krieg!!!«

* * *

Lahoons Kopf schmerzte. Träume und Schatten tanzten hinter seinen Augen, zupften an seinen Lidern. Er stöhnte.

Und bekam Antwort. Unzählige Stimmen zirpten, sangen und raschelten um ihn herum.

Lahoon öffnete mit Mühe ein Auge. Ein Affe hüpfte vor ihm auf den Boden und verschwand himmelwärts auf den nächsten Baum. Das warme Licht des Morgens schimmerte durch die Blätter.

Vorsichtig stemmte sich Lahoon auf einen Ellbogen. Sein Körper war steif und wund.

Aber trotz all der Bilder in seinem Kopf, all der Spuren von Reise an seinem müden Körper hatte Lahoon keinen Zweifel: Er war in genau demselben Wald aufgewacht. Er war nicht in der Anderwelt, nicht in Fay. Und alles, woran er sich erinnerte, war sein eigenes Suchen in den Tiefen der Nacht, seine eigene endlose Sehnsucht.

*

Erschöpft sank Lahoon gegen die Wand der Dachterrasse. Er zog Amalai an sich und blickte hinaus über den Kräutergarten zu ihrem Nachbarn, dem Badepalast, der gerade eben von den ersten Sonnenstrahlen geküsst wurde. Ein warmes Leuchten kam in alle Farben. Lahoon sah das tiefe Goldgelb der Wände, das sanfte Rot der Ziegeldächer, die sich an den Ecken stolz nach oben reckten. Das frische Grün der Wiesen.

Er seufzte. »Es war überwältigend. Magisch. Aber es war nicht fay.«

Lahoon lehnte den Kopf an die Wand und schloss die Augen. »Es sei denn, ich habe es vergessen. Das Bewusstsein verloren.« Lahoons Stimme driftete über die Terrasse, suchte ihren Weg in der Ungewissheit von Wind und Raum. »Oder vielleicht ist die Bedeutung von fay genau das. All die Wunder, an die ich mich sehr wohl erinnere. Möglicherweise ist fay nichts anderes als das Zauberhafte des Terrenreichs, wie du immer sagst.«

Amalai schüttelte sachte den Kopf. »Ich sage das in Bezug auf mich selbst. Für mich ist jedes Kraut ein Wunder, und auch ein eigenes Lebewesen, eine Person. Ich muss keine kleine Fee in der Blüte sitzen sehen, um in Beziehung zu treten. Oder um bezaubert zu sein. Ich bin auch so schon voller Staunen. Darüber, wer die Pflanzen sind, in ihrer eigene Wesenheit. Ich werde der Mysterien dieser Erde nie müde werden.«

Sie wandte sich Lahoon zu. »Aber ich glaube genauso fest an deinen Weg. Wenn du die Fay so stark spürst, bin ich sicher, dass es sie gibt. Und dass du ihnen eines Tages begegnen wirst.« Sie küsste seine Schulter.

Lahoon seufzte tief. »Eines Tages.«

Ein Vogelschwarm erhob sich und zog aufwärts, immer höher und höher, in das grenzenlose Reich der Wolken, der endlosen Wälder, der fernen Berge.

Lahoon fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Ich war so nah dran, letzte Nacht. So nah... Aber nein. Wieder nicht.«

Bedächtig wiegte Amalai den Kopf. »Nun ja. Vielleicht gab es in dieser Geschichte nie eine Fay. Und auch keinen Dämon. Ja, der Kadette trug Spuren am Hals wie von einem Biss. Aber er trug auch noch andere Spuren. Viel größere. Der Bursche wurde von einem Baum erschlagen. Das klingt sehr nach einem Unfall beim Holzfällen. Und kaum nach der Jagdmethode eines Wesens aus der Anderwelt.«

»Hm.« Lahoon strich über einen runden Blumentopf und ließ die Blätter der Pflanze mit seinen Fingern spielen. Der tote, vertrocknete Körper einer Blüte fiel zu Boden.

Lahoons Hand ballte sich zu einer Faust. »Der Junge ist gestorben. Er ist wirklich gestorben. Weil er einen Baum gefällt hat, unter lebensgefährlichen Bedingungen. Weil das sein Befehl war. Seine ›Korrektur‹.« Lahoon schluckte. »Sie haben sein Leben riskiert, in der Kaserne. So machen die das. Disziplinieren Leute. Bringen sie in Gefahr.« Seine Lippen waren blass. »Was soll denn das?«

Lahoon stemmte sich ruckartig hoch und zog Amalai mit sich auf den schmalen Balkon, der auf Höhe der Dachterrasse rund um ihr Haus lief. Lahoon blieb auf der gegenüberliegenden Seite stehen und schaute über die Mauer zu ihrem anderen Nachbarn, der Kaserne.

Der Hof war voller Krigas. Sie standen alle brav in geraden Linien und ordentlichen Quadraten und hoben und senkten ihre Schwerter auf Befehl.

Lahoon biss die Zähne zusammen. »Hier. Da liegt die wahre Gefahr. Bei einer Institution, die tagtäglich übt, Gewalt anzuwenden. Gegen Menschen!« Lahoon zeigte anklagend auf den Kasernenhof. »Was ist das hier? Oder: Wann ist das? In der Zeit vor dem Wandel?«

Er zischte giftig.

Dann seufzte er. »So kommt es mir manchmal vor. Als wäre die Kaserne, voller Angst und Aggression, eine kleine Eiskugel, wo die Zeit eingefroren ist, wo die Welt vergangener Jahrhunderte konserviert ist. Wo das gleiche Stück wieder und wieder aufgeführt wird. Jedes Mal, wenn man die Kristallkugel schüttelt, beginnt der Schnee wieder zu fallen und die kleinen Soldaten bewegen sich, alle in derselben Art, alle zur selben Zeit, gefangen in einer hoffnungslosen und endlosen Schleife aus Brutalität und Unterwerfung.«

Lahoon verstummte. Er ließ die Brüstung los und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand des Hauses. Seine Augen schweiften in die Ferne, an einen Ort weit jenseits der Burgmauern.

Er hob die Flöte, die er um den Hals trug, an die Lippen und ließ eine wehmütige Melodie erklingen. Ein Klagelied, das aus einer rauen, grauen Welt kam, einem Ort endlosen Leides, einem Kreislauf der Gewalt, ohne Hoffnung und ohne Ausweg. Lahoon ließ die Töne durch die Luft gleiten, mit dem Winde verwehen.

Dann hörte er auf. Er trat mit dem Fuß gegen den Pfosten des Geländers. »Es stimmt nicht! Diese Welt war nicht ohne Ausweg. Es gab ein Tor, und wir sind hindurch gegangen. Wir sind draußen! Oder etwa nicht? Der Wandel hat stattgefunden! Warum gibt es noch immer diese Überbleibsel des alten Geistes? Und dieser alten Praxis.« Er warf die Hände in die Luft. »Was ist das? Warum haben wir das noch nicht abgeschafft?«

Amalai zuckte kummervoll mit den Schultern. »Weil der Wandel nicht an einem Tag erledigt war? Auch wenn es in der Mitte ein paar sehr dramatische Tage gab, an denen alles sehr schnell zu gehen schien. Aber in Wahrheit hatte sich die Bewegung über Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte, aufgebaut und langsam Fahrt aufgenommen. Zumindest glaube ich, dass sie auf diese Weise gewonnen hat und auch immer noch gewinnt. Durch Beharrlichkeit, nicht durch Dramatik. Und man kann diesen langsamen, stetigen, unaufhaltsamen Wandel genau hier sehen.«

Amalai zeigte auf den Westflügel der Burg. Er stand leer. Ebenso wie viele der Ställe und Nebengebäude. Sie alle lagen still und leblos da, mit verriegelten Türen und trüben Fenstern. Nutzlos und vergessen gähnten sie herüber, Überbleibsel einer längst vergangenen Zeit, als die Zahl der Krigas noch ein Vielfaches betrug und der Hof ständig von Uniformen und schallenden Befehlen erfüllt war. Als die Klinge, die größte Kaserne in ganz Yurvania, den gesamten Süden beherrschte.

Lahoon grummelte unwirsch. »Ich weiß. Die Kaserne wird geschlossen, wie so viele andere auch. Und die letzten Kadetten, die sie haben, füllen kaum noch die Räume der Schule. Es schwindet alles dahin.« Er knirschte mit den Zähnen. »Langsam.«

Amalai seufzte. »Ja. Langsam.« Ihr Finger zeichnete eine klare Linie entlang des Geländers. »Aber solange es die Krigas noch gibt, haben sie zumindest keine Macht, keine Präsenz in der Stadt. Du und ich und alle Menschen in Behrlem leben im Geiste unserer neuen Gesellschaft, in Freiheit und Gleichheit. Wo es Entscheidungen der Gemeinschaft gibt, nicht Befehle von Obrigkeiten. Wo niemand mehr in Armut lebt. Behrlem ist frei. Die Überbleibsel des alten Regimes, auch wenn es sie noch gibt, sind in das Innere der Kaserne verbannt.«

Lahoon betrachtete die kahle, kriegerische Burg und wurde plötzlich von Schwindel ergriffen. Er spürte, wie die Übel der Vergangenheit als eine dicke schwarze Soße aus der Kaserne herausrannen, unter den Türen hervorquollen und an Fenstern herunterliefen. Wie eine Rußwolke über dem Burgturm aufstieg und zu ihm herüber trieb, ihn einhüllte, ihn und die ganze Stadt in ihrer giftigen Umarmung erstickte. Lahoons Hand krampfte sich Halt suchend um das Geländer, in einem Wirbel böser Vorahnung.

»Geht es dir gut?« Amalais besorgte Stimme durchdrang den Nebel. Langsam lösten sich die dunklen Wolken auf. Die Welt lag wieder klar und ruhig da.

Lahoon keuchte. Er richtete sich auf. »Ja«, sagte er mit rauer Stimme. »Ja. Geht schon.«

Er holte tief Luft und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Hauswand. »Es ist nur... dieser Ort macht mich krank.« Er drehte sich müde um. »Lass uns gehen.« Lahoon legte einen Arm um Amalai. Er schlenderte bewusst gemächlich zur Dachterrasse zurück und warf dabei lange, heilsame Blicke hinunter in das satte Grün von Amalais Kräutergarten, dann auf die weiten Wiesen und funkelnden Teiche des Badepalastes.

3

Rebonya ließ sich mit einem Seufzer auf ihre Matte plumpsen. Sie hatten frühmorgens mit dem Exerzieren begonnen. Alle. Und würden gleich wieder weitermachen.

›Jetzt wo wir im Krieg sind‹, dachte Rebonya giftig, ›kann man es wohl gar nicht übertreiben. Immer schön auf und ab marschieren. Gönn den Leuten ein bisschen Schlaf, und schon könnten sie vergessen, verbissen mit den Zähnen zu knirschen.‹

In diesem Moment kam ihr einziger Zimmergenosse herein. Das Morgenlicht spielte auf seiner schwarzen Haut als Gureev leise und sorgsam die Tür hinter sich schloss.

Rebonya betrachtete ihn lakonisch.

Niemand, dem sie je begegnet war, hatte auch nur annähernd eine so perfekte Haltung, bewegte sich mit so unbändiger Anmut, war so unaufhörlich würdevoll. Es war richtig nervig. Und es war einfach seine Art. Gureev brauchte sich nicht zu konzentrieren, um sich so zu bewegen. Was auch völlig unmöglich gewesen wäre. Jeder normale Mensch müsste sich schon in eine Dauermigräne hineinkonzentrieren um das hinzukriegen, dachte Rebonya. Nein, Gureev war es gewohnt. Wahrscheinlich müsste er sich richtig anstrengen, um ab und zu eine unelegante Bewegung zu machen. Nun, er hatte ja noch Zeit zu üben, schlug Rebonyas innere Stimme mit einem spöttischen Unterton vor.

Mit sanfter Achtsamkeit platzierte Gureev einen Schmöcker auf dem Tisch.

Rebonya rappelte sich hoch, um einen neugierigen Blick darauf zu werfen. »Was ist das?«

›Strategie und Taktik. Ich soll jede Woche ein Kapitel lesen und einen Essay mit meinen Gedanken dazu abgeben.‹

Rebonya sah ihn überrascht an. »Abgeben? Wem?«

›Berqar. Sie wird die Essays mit mir durchbesprechen.‹

Rebonya pfiff leise durch die Zähne. »Berqar gibt dir Privatunterricht. Zu Strategie.‹ Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Na, warum sollte mich das überraschen? War ja eigentlich zu erwarten.‹

Rebonyas Stimme war schneidend. »Sie weiß von deinen Eltern. Seit du vor ein paar Monden hierher gekommen bist, denkst du, du bist ein Prinz. Ihr Prinz. Der ihr Herrscher sein sollte. Unser aller Herrscher. Aber ich kann dir gleich sagen, dass das nichts wird! Niemals!!!«

Gureev hob eine Augenbraue. »Hältst du es für nötig, in regelmäßigen Abständen darauf hinzuweisen? Für den Fall, dass ich es vergesse?«

»Ja! Sollte ich wohl. Sicherheitshalber«, brummelte Rebonya.

Sie runzelte die Stirn. »Es ist vielleicht nicht deine Schuld, wenn Berqar dich bevorzugt. Aber es ist deine Schuld, wenn du es nicht einmal merkst.«

Gureev schien unsicher. Er legte die Fingerspitzen auf den Einband des dicken Buches. »Ich bekomme Zusatzlektionen zu Strategie weil ich sie brauche. Ich bin noch nicht gut genug. Und gerade jetzt, wo – « Er unterbrach sich. »Gerade jetzt.«

»Ha«, stieß Rebonya verächtlich hervor. »Gerade jetzt, wo Hun an Berqars ruchlosen Korrekturen gestorben ist, jetzt musst du etwas lernen über Strategien von Armeen. Sehr logisch!«

Sie spitzte ihre Lippen. »Und du glaubst, dass Berqar mir deshalb keine Zusatzlektionen gibt, weil ich schon brillant bin? Und alle anderen in der Klinge auch?«

Gureev sagte nichts.

»Mach dir keine Hoffnungen«, zischte Rebonya. »Sie wird dich bloß für ihre Zwecke einspannen, wie alle anderen auch. Wie Hun.«

Ihre Augen verengten sich zu wütenden Schlitzern. »Sogar nach seinem Tod hat sie ihn missbraucht. Aber wer, bitte schön, wird denn darauf hereinfallen? Krigas sind doch keine Idioten! Sondern bloß Menschen. Die unter Druck stehen, inmitten eines brutalen Systems. Aber trotzdem. Viele von uns werden doch ihren Verstand nicht wegwerfen, oder ihn zumindest ehebaldigst wiederfinden.«

Rebonya hob ihren Blick. »Hast du dich mal gefragt, warum Hun blutig und verrenkt unter der Fahne lag? Warum war er nicht gewaschen, gekleidet und zurecht gerichtet, wie es üblich ist, wenn man Tote aufbahrt?« Rebonya stemmte die Hände in die Hüfte. »Im Wald war Hun nicht nackt. Und wo kam das ganze Blut eigentlich her? Womöglich musste Berqar für den dramatischen Effekt einen Hasen opfern?«

»Genug!«

Gureevs Stimme war hart und bestimmt. Er schaute Rebonya streng an. Dann drehte er sich um und nahm sorgsam das Buch hoch. Er öffnete es jedoch nicht, sondern hielt es bloß in den Händen, während er Rebonya den Rücken zukehrte. Du glaubst an gar nichts«, sagte er schließlich, kalten Vorwurf in der Stimme.

Rebonyas Muskeln spannten sich an.

Gureev drehte sich mit gemessenen Bewegungen zu ihr um. »Warum bist du hier?« Sein Ton war kühl. »Was machst du bei der Klinge? Wenn du zu wissen glaubst, dass hier alles so furchtbar falsch läuft?«

Rebonya schnaubte. »Ich bin hier raus, sobald ich kann, keine Sorge. Ich brauche nur das Abschlusssiegel der Klinge, damit ich an der Akademie der Magischen Künste in Varoonya zugelassen werde. Nur noch ein paar Monde, dann bin ich weg.«

Gureevs Augenbraue hob sich wieder. »Aber warum bist du je gekommen? Warum bist du nicht gleich bei deiner Familie geblieben?«

Rebonya explodierte. »Nicht jeder hat Eltern, die einen verwöhnen und verhätscheln. Manche Leute müssen einfach weg, egal wie.« Sie warf Gureev einen giftigen Blick zu. »Meine Eltern waren furchtbar. Auch ihre ganzen Freunde waren schräg. Die ganze Atmosphäre war einfach grauenhaft. Ich musste da raus. Und als ich elf war, habe ich einen Weg gefunden. »Die Kadettenschule der Klinge Yurvanias« klang großartig.« Rebonya verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich war ein Kind. Ich hatte keine Ahnung. Und als ich verstand, wo ich da gelandet war, war es schon zu spät. Ich musste mich hier einfach durchschlagen. Und in der Zwischenzeit herausfinden, was ich als Nächstes tun will. Und wie ich das anstelle.«

Das war etwas mehr, als sie hatte sagen wollen. Unter ihrem schwarzen Pony warf Rebonya Gureev einen verstohlenen Blick zu. »Na, wie auch immer. Jetzt bin ich hier, und du auch. Und deine Familie ist genauso weit weg wie meine. Und von genauso viel taktvollem Schweigen umgeben.«

»Es gibt Gründe für das Schweigen, im Falle meiner Familie.« Gureev hielt seinen Kopf noch eine Spur höher.

»Ja, und im Falle meiner Familie auch.«

»Das ist nicht das Gleiche.« Das Urteil eines Königs hätte nicht mit mehr Autorität gesprochen werden können.

»Oh nein, ganz und gar nicht.« Rebonya machte eine ausladende Geste mit dem Arm. Aber ihre Augen glänzten gefährlich. »Deine Familie waren Feudale und meine nur einfach so fies. Also keine Überschneidungen, abgesehen von der Fiesheit. Aber vielleicht waren deine Leute ja auch nie fies zu dir, sondern nur zu allen anderen,« fügte sie in beißendem Ton hinzu. »Ihre Liebsten haben sie ja vielleicht nach wie vor verwöhnt, selbst nachdem sie Varoonya verlassen mussten, die Taschen voller Juwelen.«

»Die einzigen Juwelen, die die feudalen Familien mitnehmen konnten, als sie ins Exil getrieben wurden,« verkündete Gureev

würdevoll, »waren die Juwelen in ihren Herzen.« Er machte eine bedeutungsschwangere Pause. »Die reinsten Diamanten«, fügte er hinzu, genau im gleichen Moment als Rebonya sagte: »Herzen aus Stein.«

Gureev würdigte sie keiner weiteren Antwort. Mit erhobenem Haupt und einem Ausdruck noblen Gleichmuts wandte er sich seiner Matte zu. Sie war bereits ordentlich aufgerollt. Aber Gureev zupfte die obenauf gefalteten Laken zu noch mehr makelloser Glätte.

Rebonya sah ihm zu. Das war wieder typisch. Sogar um sein Bett zu machen ging Gureev lieber auf ein Knie nieder als sich zu bücken. Nur damit er den Rücken gerade halten konnte und edel und anmutig aussah. Rebonya schüttelte den Kopf und schmiss sich mit einem lauten und uneleganten Plumps wieder auf ihre eigene Matte.

* * *

Der Ort war still, eingehüllt in eine seltsame Lautlosigkeit, in der nicht einmal die Vögel sangen. Berqar ritt in die gähnende Leere des alten Gehöfts, in einen Innenhof voller Disteln und Unkraut. Geschwärzte Wände ragten ringsum auf, eine schweigende Anklage, ein stummes Mahnmal. Die Überreste eines eingestürzten Daches vermoderten in einer Ecke, zwischen Asche und verkohlten Balken.

Was einmal ein lebendiges Zuhause gewesen war, voller Ziegen und Enten und herumlaufender Kinder, lag nun tot und verlassen da, gespenstisch.

Berqar stieg ab.

Sie stellte sich vor dem alten Wohntrakt in Position, mit Blick auf den einzigen Teil der Gemäuer, der noch nicht eingestürzt war, und klatschte einen kurzen, präzisen Rhythmus mit den Händen. Dann wartete sie regungslos. Ihr starrer, ausdrucksloser Blick war auf die Mauern vor ihr gerichtet.

Plötzlich hob ein scharfer Wind an, ein unheimliches Geheul, das aus der leeren Tür des Hauses zu kommen schien. Der ganze Hof verschwamm wie eine Fata Morgana, als würde die Wirklichkeit an Substanz verlieren und zu einem Trugbild aus flimmernder Luft werden.

Berqar rührte sich nicht.

Rund um sie dehnte und krümmte sich das Universum in wabernden Verrenkungen, voll durchscheinender Bilder, wimmernde Spiegel einer Realität, die einst fest und sicher schien. Ein dünner, jammernder Klagelaut zog sich durch den Wind, durch diesen Traum oder Albtraum von einer Welt.

Doch dann teilten sich die Wogen. Das Geheul wurde zu einem feinen

Flötenklang, und ein Pfad reinsten Klarheit zeigte sich vor dem verkohlten Bauernhaus.

Mit einer Aura aus Macht und Würde trat der Magja heraus, in dunklen, mit Runen bestickten Roben, die bis zu seinen Füßen fielen.

Berqar verneigte sich tief, in der höfischen Geste treuer Gefolgsleute.

*

Die Stube des Gehöfts war groß gewesen, fast wie eine Taverne. In den kargen, verbrannten Überresten stolzierte nun Pramus auf und ab wie in der Empfangshalle eines belagerten Königs.

»Wahrlich, dies ist unser Ruf! Nie hat eine Zeit stärker zu uns gesprochen als diese. Das Dämonenreich selbst streckt seine Arme nach uns aus!« Unterschwellige Erregung schwang in seiner Stimme mit.

Berqar ließ die Finger über die verkohlten Überreste einer Heugabel gleiten. Der Stiel war schwarz. Aber die eisernen Spitzen waren noch lang und hart.

»Werdet Ihr in den Wald gehen?«

»Nein. Dort ist der Dämon nicht. Er wird an anderer Stelle wieder erscheinen. Und dann werde ich sein Meister! Ich werde ihn bändigen, versklaven, zu meinem Diener machen! Ihn rufen und verbannen, wie es mir gefällt. Und die Welt wird in Angst und Ehrfurcht kauern vor der schrecklichen Macht, so wie sie es die Jahrhunderte hindurch getan hat!«

Pramus strich mit der Hand über seinen langen, grauen Bart. »Wir haben so lange gewartet, all die Jahre. Wie viele Tage meines Lebens habe ich damit verbracht, diejenigen zu suchen, die treu zur Restitution stehen! Verbindungen zu weben, Knoten zu knüpfen, und die Bünde zu nähren. Damit wir bereit sind, wenn der Tag gekommen ist! Wenn Magjas wieder an der Seite von Königen schreiten, und obersten Krigas in all ihrer Glorie! Das Volk wird sich verneigen vor den Großen, wie es sich gehört. Wenn die Macht von Schwert und Stab sich vereinigt, wird die Herrschaft wieder in den rechten Händen liegen!«

Pramus drehte sich so schwungvoll zu Berqar um, dass Drachen aus Silberfäden in seiner wogender Robe bebten. »Ein Glück, dass ich gerade in Behrlem war. Wir müssen schnell sein. Das Feuer schüren. Die Flamme nähren. Zuschlagen wie der Blitz.«

Seine dunklen Augen glänzten unter dem breiten Hut. »Meine Dienerin wird bereit sein, heute Nacht. Wenn Ihr nur die Gelegenheit schafft.«

»Aber wird er überhaupt da sein?«

Pramus machte eine wegwerfende Geste. »Wo sonst? Das Risiko müssen wir eingehen.«

* * *

»Ich kann es mit dir gemeinsam tun.« Voll Würde und Anmut hob Gureev seine Hand zu einer einladenden Geste.

Kortid sah ihn erleichtert an. »Danke.« Er tat einen Schritt in Richtung Korridor. »Es ist nicht so arg viel. Es ist bloß...«

Gureev nickte. »Ich verstehe.«

Kortid drehte sich um und ging voraus zu seiner Kammer. Er zögerte, die Hand auf der Klinke. Dann riss er die Tür mit einem Ruck auf.

Gureev trat ein.

Huns Sachen lagen unordentlich verstreut zwischen denen von Kortid. Als wäre es mitten am Tag, mitten im Leben, ein kleiner Moment, in dem Hun zur Tür rausgestürmt war, ohne sein Bett zu machen oder seine Bücher zu schließen. Mit nur einem kurzen Wort für seinen Freund und Zimmergenossen, über die Schulter zurückgerufen. Das zerknüllte Laken zeigte noch an, wo Hun gelegen hatte. Der Kamm lag daneben, bereit, durch Huns Haar zu gleiten.

Kortid stand an der Schwelle, die Arme eng um die Brust geschlungen.

Gureev ließ sich auf ein Knie nieder und nahm sanft den Kamm hoch.

Er strich mit dem Finger darüber.

Dann legte er ihn sorgsam in die Packtasche, die Kortid für ihn aufhielt.

* * *

»Ihr seid zu früh.« Der Wirt kratzte sich hinter dem Ohr und sah die fünf jungen Krigas unsicher an. »Von der Burg sagten sie, sie brauchen extra Braten, haben einen Engpass bei sich in der Küche. Aber er war erst für später beordert.« Er wiegte nachdenklich den Kopf. »Jetzt gleich kann ich den nicht vom Feuer nehmen. Wär ein Jammer.«

Er machte eine einladende Geste in Richtung der Tische. »Aber egal. Setzt euch doch hin, und eh ihr's euch verseht, ist er schon fertig.«

Die Krigas standen bei der Theke, mit grimmigen Posen und finsternen Gesichtern. Eine dunkle Wolke ging von ihnen aus, driftete langsam hinüber zu den Tischen, an denen Bäuerinnen und Handwerker lachten und redeten, Karten spielten oder ein ruhiges Abendessen genossen.

Die Atmosphäre spannte sich an. Der Bäcker warf einen verstohlenen Blick auf die Uniformen. Ein Bauernbursche räusperte sich und rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her. Nichtsdestotrotz. Wahrscheinlich hätte sich die Stimmung schnell wieder auf die übliche Gemütlichkeit eingependelt, hätte nicht Tenatetlan, eine fahrende Krämerin, die Krigas in ein Gespräch gezogen. Ihnen Fragen gestellt. Gab es da nicht einen Toten im Wald?

Kortid war unter den Krigas. Er hatte sich nicht wieder gefangen, seitdem er Hun gefunden hatte. Wann immer das Thema aufkam, ging

Kortid entweder weg oder redete sich in Rage. So wie jetzt.

»Ich sag's euch! Ich hab's mit eigenen Augen gesehen! Es war ein Dämon!«

Die Zweifel der Krämerin heizten ihn nur weiter an. Tenatetlan begann, andere Gäste in das Gespräch hineinzuziehen, nach ihrer Meinung zu fragen, um ihr Urteil zu bitten. Kortid glühte vor Inbrunst. Seine Geschichte donnerte vorwärts wie eine Horde Büffel und riss seine Kameraden mit.

Tenatetlan begann zu schwanken. Nach ihrer anfänglichen Skepsis ließ sie sich nun von Kortids Angst und Intensität überwältigen und wurde zu Öl auf dem Feuer der Krigas. Nun überboten sich alle an Schreckensbildern. Von dem Dämon, seiner teuflischen Natur, seinem Bluttausch. Der Gefahr, in der sie alle schwebten, jede einzelne, jederzeit. Niemand war sicher. Hinter jeder Ecke konnte der Tod lauern, ein Monster dein Blut aussaugen. Ein Horror! Es musste etwas getan werden! Schnell!

Die Luft vibrierte.

Ojorsven, der Stadtbüre, der sich auf einen gemütlichen Abend an seinem Stammtisch in der Taverne gefreut hatte, blickte zu Boden und zupfte fahrig an seinem Ärmel.

* * *

Als die Sonne hinter dem Horizont versank, blieb die Abendluft lau und weich, voller Erinnerungen und Verheißungen. Amalai lehnte sich an die Wand ihrer Dachterrasse, ein Glas herb-süßen Saftes in der Hand.

In den Gärten des Badepalastes leuchteten magische Lichter in allen Farben, schwankten sachte zwischen Strandschaukeln und blühenden Büschen, spiegelten sich auf den Wellen. Badegäste schwammen gemächlich durch die Teiche oder flanierten auf verschlungenen Pfaden durch die Wiesen. Die Stimmen der Menschen und das Lachen, das sich ab und zu darunter mischte, verschmolz zu einem Gemurmeln der Zufriedenheit, einer Melodie des Abends, die zusammenfloss mit dem Rauschen der Blätter und dem hingebungsvollen Gesang der Vögel.

Und dann wob sich noch ein Lied in die Sommerluft. Das Lächeln in Amalais Augen vertiefte sich. Das war Lahoon. Es war sein Konzert im Pavillon, heute Nacht.

Die Süße von Lahoons Klängen fiel tief in Amalais Herz. Sie hatte dies schon so oft gehört. In endlosen Übungsstunden, immer und immer wieder die gleichen Passagen. Und dennoch war sie wieder einmal bezaubert, umgarnt von den Strängen der Sehnsucht, von der Aura des Wunderbaren, die Lahoon in seine Musik zu weben verstand.

Amalai legte ihren Kopf zurück und ließ sich davontragen von den Harmonien, die zwischen magischen Lichtern und duftenden Blüten zu ihr herüber wehten.

Doch dann erstarrte sie. Überrascht schaute sie in die Dunkelheit ihres eigenen Gartens hinunter. Da war etwas. Oder jemand? Sie trat an die Balustrade und lehnte sich hinaus. Da, kein Zweifel. Eine schwarze Gestalt duckte sich hinter einen Busch, schoss vorwärts bis zum nächsten Versteck, versuchte das Licht zu meiden. Von Dunkel zu Dunkel huschte der Schatten, von Deckung zu Deckung. Und verschwand in der Nacht.

Amalai kniff suchend die Augen zusammen. Aber sie sah nichts mehr.

* * *

Der Kasernenhof lag still und verlassen da. Gureev durchquerte ihn bis hinüber zum leeren Westflügel und setzte sich auf einen Eckstein. Lange Schatten fielen von den Wänden, die streng und unerbittlich im sterbenden Licht des Abends standen. Eine Fackel brannte irgendwo in der Ferne, unter dem Fallgitter des großen Tores. Die Burgmauern umringten sie massig und übermächtig wie eine Festung der Finsternis.

Gureev konnte immer noch Kortids zitternde Schultern fühlen, die sich bei der Brücke in seinen Arm gepresst hatten, sah noch immer den wilden, panischen Blick seiner Augen.

Gureev biss sich auf die Lippen.

Bilder seiner Kindheit tauchten ungerufen vor seinem inneren Auge auf. Eine schummrige, geheimnisvolle Bibliothek voll staubiger Bücher und polierter Regale. Ein Sonnenstrahl, der durch eine Dachluke fiel wie ein goldener Finger, der genau auf den größten aller Schätze zeigte: dick und schwer, mit vergoldeten Kanten und reich verzierten Anfangsbuchstaben zu Beginn jeder Mär.

Gureevs kleine Kinderhand blätterte andächtig um. Um zu sehen, wie der strahlende Ritter aus einer handkolorierten Zeichnung auf ihn zu ritt, mit erhobenem Haupte und reinem Herzen. Ein Drachentöter, Beschützer der Schwachen. Das Sinnbild des guten Helden, des wahren Prinzen.

Gureev hatte die Geschichte auswendig gelernt, so wie sie im Buch stand, und so, wie sein Großvater sie am Kamin erzählte. Sie war in seine Träume gesunken, in den Kern seines Seins.

Und doch. Irgendwie...

Vor der dunklen Silhouette der Burg hatte Gureev die deutliche Vision des Reiters, der auf ihn zukam, des weißen Rosses in stolzem Trab – als die Stute plötzlich scheute, sich mit schreckgeweiteten Augen aufbäumte. Zwischen ihren Hufen, im Staub des Hofes, lag Huns verrenkter Leichnam.

4

Im fahlen Licht des Morgens trafen zwei Silhouetten aufeinander. Sie griffen an und fuhren zurück, attackierten erneut, voller Kraft und Entschlossenheit. Ihre Schwerter glänzten und klirrten. In unermüdlicher Verfolgung umkreisten die Gegner einander, tanzten und fochten, stießen und parierten, in einer Mischung aus Konzentration und Getriebenheit, die keinen anderen Gedanken zuließ. Schweiß lief über ihre Rücken, als sie lauerten, mit wachen Augen und gespannten Muskeln, zum Angriff bereit.

Da fiel eines der Schwerter zu Boden. Eine flache Staubwolke hüllte die Klinge ein, als sie im Sand zu liegen kam. Der Kriga hob den Arm, in einer Geste der Beschwichtigung, der Überredung, der Kapitulation.

»Lass gut sein!«, keuchte Gureev. Er lehnte sich gegen die Kasernenmauer. Eine Brise strich über seine nasse Haut und brachte die dunklen Gerüche des Waldes mit sich. Gureev betrachtete Kortid mit einem leichten Kopfschütteln. »Gönn uns eine Pause. Wir haben ohnehin noch einen ganzen Tag Exerzieren vor uns.«

Kortid war genauso außer Atem. Aber weit davon entfernt, aufzugeben. »Wir müssen uns vorbereiten«, zischte er mit dem bisschen Luft, das ihm noch blieb. »Wir müssen jetzt die besten Krigas werden, die wir nur sein können. Mit all unserer Kraft, all unserem Geschick. Und wenn der Dämon auf uns niederfährt, geben wir alles, was wir haben.« Kortid biss sich auf die Lippe. »Und hoffen, dass es reicht«, stieß er hervor.

Er umfasste sein Schwert mit entschlossenem Griff. In seinen Augen war ein Leuchten, das keinen Raum ließ für Schwäche oder Zweifel.

* * *

Goldene Morgensonne strich mit langen, trägen Fingern über das Schreibhaus von Behrlem. Es war ein breites, freundliches Gebäude, wie so viele im Kern der Provinzhauptstadt. Rot lackierte Balken glänzten stolz in den weißen Wänden, und die Fenster wurden von filigranen Holzgittern geziert, auch wenn das Papier darin längst durch

Glas ersetzt worden war. Das Dach hing weit über die breite Veranda hinaus und gab damit nicht nur Schutz vor Regen, sondern auch ein heimeliges Gefühl von Geborgenheit.

Und normalerweise funktionierte das auch.

In all den Jahrzehnten, die Ojorsven nun schon gemeinsam mit Nenimoria als Büre von Behrlem tätig war, hatte er sich immer sehr wohl gefühlt, sowohl im Haus als auch in seiner Position. Trotz all der rapiden Veränderungen, die das Land als Ganzes durchmachte, war Ojorsvens eigenes Leben doch ein sanftes, beschauliches geblieben. Voll von alten Bekannten, von Bauern und Handwerkerinnen, die mit Anfragen zu ihm kamen, und nach einem kleinen Plausch und einem erwiesenen Dienst zufrieden wieder gingen.

Aber jetzt...

Ojorsven wünschte, Nenimoria wäre da, sodass sie gemeinsam beraten könnten. Aber seine getreue Kameradin half für ein paar Tage ihrer Familie auf dem Land.

Ojorsven seufzte. Er nahm seine Filzkappe ab und betrachtete ihre kunstvolle Stickerei, während er sie sorgsam auf dem Beistelltisch platzierte. Sein Morgentee winkte ihm mit dünnen, dampfenden Fahnen und beruhigend vertrauten Düften zu, und Ojorsven lehnte sich in seinem Stuhl zurück, um die Tasse an seine Lippen zu führen.

Dennoch tippte er geistesabwesend mit den Fingern auf die Tischplatte, während sich in seinem Kopf die Bilder der letzten Nacht wiederholten. Die Leute waren besorgt. Verängstigt und aufgewühlt. War da ein Dämon? Gab es Dämonen? Ojorsven hatte eigentlich immer gedacht dass nein. So lernte man das schließlich als Kind: dass die Dämonen immer bloß Schimären gewesen seien, Illusionen der alten Magjas. In den Schreibstuben der Hauptstadt würden sie sicher auch nichts davon hören wollen. Und dennoch. Die Leute waren aufgebracht. Und schienen zu denken, dass Ojorsven als Büre der Stadt etwas tun sollte. Aber was denn?

Ojorsven hatte keine Ahnung. Er seufzte tief. Wie auch immer. Er musste ja nicht wissen, was zu tun war. Er war schließlich nur der Büre, hier, um die Wünsche der Bevölkerung umzusetzen. Nicht, um zu bestimmen oder zu erraten, was diese Wünsche waren. Sobald irgendein besorgter Mensch eine konkrete Idee für eine Maßnahme hatte, konnte der sie ja am Brett draußen anschlagen und eine Abstimmung anberaumen. Oder direkt zu Ojorsven kommen, falls es nur eine Kleinigkeit war. Und solange niemand kam, würde Ojorsven die Sache einfach auf sich beruhen lassen.

Er nickte sich bestätigend zu und ignorierte das unguete Gefühl, das in seiner Magengrube verblieb. Mit einer finalen Geste strich er über seinen Schreibtisch und wandte sich einem Stapel Papiere zu, in dem er Anfragen vermutete, die er auch beantworten konnte.

In diesem Moment flog die Tür des Schreibhauses auf und zwei Krigas stürmten herein, um mit einem lauten Aufstampfen direkt vor Ojorsvens Tisch zum Stillstand zu kommen.

»Büre Ojorsven!«, brüllte Berqar, als ob sie erwartete, dass er vor ihr salutieren würde. Ojorsven stand tatsächlich auf und sah mit fahrigem Blicken zwischen Berqar und ihrem Adjutanten hin und her. Er strich mit der Hand über seinen Seitenscheitel.

Berqar schrie weiter wie ein General vor der Endschlacht. »Behrlem ist in Gefahr! Ein furchtbares Monster zieht durch die Stadt, sengend und mordend! Ein Dämon! Behrlem muss sich verteidigen! Es geht um unser Leben!«

Ihre Augen waren schmal. »Ich weiß, dass das Schreibhaus niemand beschützen kann. Aber keine Angst! Die Klinge ist bereit. Wir helfen euch in eurer Not! Noch heute werden Krigas in ganz Behrlem Position beziehen. Die Stadt braucht Sicherheit!«

Berqar knallte ein Blatt Papier auf den Tisch. »Dies ist ein Notstand. Wir haben keine Zeit für Abstimmungen. Es braucht ein Ad-hoc-Mandat für sofortige Aktion. Hier unterschreiben.« Berqar hielt ihren Finger auf die entsprechende Stelle.

Ojorsven blickte auf das Dokument. Er begann zu lesen, doch die Zeilen tanzten vor seinen Augen. Sein Kopf summt.

»Vorwärts!«, bellte Berqar ihn an. »Wir haben nicht den ganzen Tag. Der Schutz der Stadt steht auf dem Spiel! Also beeil dich, es sei denn, du hast einen besseren Plan.«

Ojorsven hatte keinen Plan und wusste auch nicht, wo er einen hätte hernehmen sollen. Unter dem Eindruck von Berqars entschiedenem Zeigefinger tunkte er den Pinsel in die Tinte und ließ die Hand zögernd über dem Papier schweben. Dann unterschrieb er.

* * *

Schwer drückten die Kasernenmauern auf das Land. Das graue Gestein der Burg war alt wie die Berge, aber nicht mehr wild und frei, sondern behauen, dem Willen eines anderen unterworfen. Um selbst der Unterwerfung zu dienen. Streng blickten die Türme der Burg auf Lahoon herab, mit der Macht eines drückenden Albtraums.

Zu ihren Füßen marschierten Krigas über den Kasernenhof. Uniformierte Figuren mit gleichgeschalteten Schritten, die alle auf den

nächsten Schrei warteten, der ihnen sagen würde, was sie tun sollten. Schrei, Marsch. Schrei, Halt. Wie Marionetten, bereit, jedem Zug an den Schnüren Folge zu leisten.

Lahoon schüttelte sich. »Diese Krigas. Was haben die nicht alles im Dienste der Feudalen getan! ›Bauernaufstand niederschlagen‹, ›unruhige Provinzen befrieden‹. Was immer nur hieß: Blut vergießen. Und diejenigen umbringen, die zu sagen wagten, dass vielleicht alle Menschen gleich an Rechten und Würde sind, und niemand zur Herrschaft über andere geboren.« In Lahoons Augen brannte ein wütendes Feuer.

Amalai verschränkte die Arme über der Brust und blickte starr in die Schatten der Burg. »Ja«, sagte sie zu Lahoon und zu der über ihr aufragenden Finsternis. »Stimmt. Und trotz alledem haben wir gewonnen. Der Wandel hat Wurzeln geschlagen. Er ist gewachsen, langsam, aber beständig. Unumkehrbar. Und zu Ehren der Krigas muss gesagt werden, dass zu guter Letzt doch die meisten von ihnen desertiert sind.«

Lahoon brummelte unwillig. »Zu guter Letzt. Zu guter Letzt. Da beschlossen die Krigas, nun doch keine Menschen mehr abzuschlachten, selbst wenn jemand das einen Befehl nannte.«

Amalai lächelte den drohenden Bollwerken triumphierend zu. »Ja. Sie sind einfach gegangen, haben der Gewalt den Rücken gekehrt. Sind Bäuerinnen und Händler geworden, Väter und Mütter, Söhne und Liebhaber. Ganz normale Leute, die andere Dinge zu tun haben, als jemanden zu töten.«

Die Burg blickte karg und kalt auf Amalai herab und schwieg. Aber Amalai war noch nicht fertig. Sie wandte sich Lahoon zu. »Und dass die Krigas desertiert sind, hat doch den Höhepunkt des Wandels erst ermöglicht. Schließlich war es in dem Moment, als große Teile der Armee sich auflösten, dass die Palastwache an der Seite der Volksdelegierten erschien und der Königin mitteilte, dass die Monarchie abgeschafft ist und alle Feudalen ins Exil gehen würden.«

»Wunderbar«, gab Lahoon zurück. »Jahrhundertlang haben die Krigas Menschen brutal unterdrückt, und irgendwann waren sie so nett, damit aufzuhören. Wie schön von ihnen.«

Amalai hielt seinem Blick stand. »Ja. Genau.« Sie lehnte sich an die Balustrade und ließ ihre Blicke hinaus wandern in die Landschaft vor ihnen. Es gab einen Himmel über der Kaserne, und er war genauso blau und endlos wie anderswo. Und da war der kleine silbrige Bach, der am Ende der Burggründe verlief und ihre Grenze markierte. Dahinter wogte

das tiefe, saftige Grün der Wälder.

Amalai legte den Kopf schief, und der Wind ließ dunkle Locken über ihre Wangen tanzen. »Eigentlich stimmt es nicht ganz. Man kann nicht sagen, dass ›die Krigas‹ über so lange Zeit brutal unterdrückt haben. Es waren nicht dieselben Krigas. Nur die Institution ist über Jahrhunderte die Gleiche geblieben. Aber die Menschen darin sind gekommen und gegangen.«

Sie richtete ihren Blick wieder auf den Kasernenhof, wo sich eine kleine Gruppe von Krigas aus der Formation löste und auf das Burgtor zuschritt. »Die meisten Leute, die heute in der Kaserne sind, sind zu jung, um noch unter den Feudalen gedient zu haben. Sie haben nie jemanden getötet.«

Lahoon folgte ihrem Blick und sah zu, wie die vereinzelt Krigas unter dem Fallgitter des Tores verschwanden. »Ja. Viele sind sogar nach dem Wandel geboren. Trotzdem. Oder, gerade deshalb: Warum sind sie eingetreten? Warum werden sie Teil so einer Institution? Denn die Institution war tatsächlich jahrhundertlang grausam und brutal. Sie kann zu Recht beschuldigt werden. Beschuldigt, und aufgelöst!« Lahoon schlug unwirsch mit der Hand auf das Geländer.

Dann erstarrte er, den Blick auf die Kaserne gerichtet.

Das Tor hatte sich geöffnet.

Die Krigas marschierten hinaus.

* * *

Als Amalai und Lahoon ins Schreibhaus stürmten, stellten sie fest, dass eine Freundin von ihnen bereits da war. Mit dem gleichen Ziel, und schon auf halbem Weg. Sie war mitten im Gespräch.

»Ihr könnt unmöglich die Krigas autorisieren, derart in der Stadt aufzumarschieren!«, schnaubte Unleha Ojorsven an. »Um einen erfundenen Dämon zu jagen! Also wirklich!« Der Geist der Rebellion stieg von Unleha auf wie Rauch von einem gereizten Drachen.

Ojorsven räusperte sich. »Die Leute waren sehr besorgt,« verteidigte er sich. »Aufgebracht. Das war ein richtiger Aufruhr in der Taverne letzte Nacht, das sag ich dir. Es musste etwas getan werden. Und zwar schnell.«

Unleha schüttelte verärgert den Kopf, dass ihre zahlreichen kurzen Zöpfe nur so flogen. »Keine Ahnung, was letzte Nacht in der Taverne war. Oder warum es einen Aufruhr gab. Aber ich kann dir sagen, dass die Stadt als solche nicht gerade vor Angst zittert. Oder an Geister und Dämonen glaubt. Ist doch lächerlich!«

Unleha zeigte mit dem Finger auf Ojorsven. »Ein Bursche ist in der

Kaserne zu Tode gekommen! Als er zu einer lebensgefährlichen Aufgabe beordert wurde, zur ›Korrektur! Das ist eine Untersuchung wert! Selbst in ihrem Inneren muss die Kaserne sich an grundlegende Werte unserer Gesellschaft halten. Sie können Leute nicht solchen Gefahren aussetzen. Das ist, was das Schreibhaus tun sollte: eine Untersuchung veranlassen! Die Kontrolle über die Kaserne verbessern! Aber nicht: die Krigas in die Stadt holen. Das ist genau verkehrt herum!«

Unlehas dunkle Augen funkelten.

Ojorsven richtete sich auf, und sah mit seinen langen Kaftan und dem silbrigen Dhoti tatsächlich gediegen und würdevoll aus. »Es wird selbstverständlich eine Abstimmung geben«, verkündete Ojorsven förmlich. »Innerhalb eines Mondes, so wie die Bestimmungen es vorsehen. Wir haben die Ankündigung schon ausgehängt. Was ich unterschrieben habe, sind nur interimistische Maßnahmen. Für die Zeit bis zu Abstimmung.«

Er zwirbelte seinen beeindruckenden Schnurrbart. »Also kein Grund zur Aufregung. Es wird eine Abstimmung geben, und wenn die Stimmung in der Stadt so ist, wie du sagst, dann werden die Maßnahmen bald wieder Geschichte sein. Schon beim nächsten Neumond.«

»Das ist doch unglaublich!« *

Sie gingen eine friedliche, stille Gasse hinunter, und milder Sonnenschein spielte golden auf Unlehas dunkler Haut. Aber nichts von alledem beruhigte sie im Mindesten. Mit einem dumpfen Wutschrei trat Unleha gegen einen Stein und schickte ihn in hohem Bogen ins Gebüsch.

Und dann sah sie den Kriga, der an der nächsten Ecke Wache stand. Das hatte ihr gerade noch gefehlt!

Unleha fuhr auf den Kriga zu wie eine Furie. »Hau ab!«, schrie sie ihm direkt ins Gesicht. »Wir wollen euch hier nicht! Ihr habt hier nichts zu suchen! Die einzigen bösen Geister in der Stadt seid ihr, also verschwindet!«

Der Kriga war jung. Bloß ein Kadette, nicht älter als siebzehn. Er fuhr zusammen und ging unwillkürlich in Kampfhaltung. Seine Hand wanderte zum Knauf des Schwertes. Aus schmalen Augen starrte er Unleha an. Aber da trat ein zweiter Kriga aus dem Durchgang hinter ihm und sah mit offenem, suchendem Blick von einem zur anderen.

»Was?«, fragte er.

Amalai legte eine Hand auf Unlehas Arm. »Komm, lass ihn in Ruhe. Wirf deinen Ärger nicht einzelnen Leuten an den Kopf.«

»Warum nicht? Es ist schließlich auch seine Schuld! Er muss ja kein Kriga sein. Er hat entschieden, Teil dieses System zu werden und Befehle

zu empfangen. Er soll wissen, was wir davon halten. Und dass er selbst die Verantwortung trägt für das, was er tut!«

Aber Unleha ließ sich doch von Amalai fortziehen. Sie schoss einen letzten giftigen Blick über die Schulter zurück.

»Ja«, seufzte Amalai. »Es ist wirklich unglaublich. Und es hätte nie so weit kommen dürfen. Aber zumindest ist klar, wohin es geht.« Ihre Hand machte eine eindeutige Bewegung. »Hinaus.« Amalai schüttelte ihre schwarzen Locken. »Niemand will zurück in die Zeit der Feudalen.«

»Doch«, brummte Lahoon. »Es gibt jemanden, der zurück will in diese Zeit.«

Unleha schloss sich ihm mit finsterner Miene an. »Ja. Und ihr Name ist Berqar. Ich bin sicher, in ihren Träumen galoppiert sie über ein Feld voller Leichen. Und nennt das Ruhm.«

Amalai prustete. »Na, komm.« Aber sie musste ein wenig einlenken. »Es mag schon sein, dass Berqar tief in ihrem Herzen eine Restitutionistin ist. Und natürlich sollte sie nicht Kommandantin der Klinge sein, und sowieso die ganze Kaserne nicht existieren.«

Sie trommelte mit den Fingerspitzen auf ihren Schenkel. »Es war ein Umsturzversuch. Und es hat geklappt, in dem Moment. Mit einem schnellen Schlag hat Berqar Grundregeln unseres Zusammenlebens ausgehebelt. Aber insgesamt hat sie keine Chance. Gesellschaften sind etwas Behäbiges, Langfristiges. Die kann man nicht mit einem einzigen Akt umdrehen.«

Amalais Augen wurden schmal. »Der Wandel ist stark. Und wir werden das beweisen. Zu Neumond werden die Krigas abgewählt, ohne Wenn und Aber!«

* * *

Berqar hatte sich vor dem Magja auf ein Knie niedergelassen, inmitten einer Wolke donnernder Finsternis. Blutrote Blitze umzuckten die schwarze Silhouette, das gezückte Schwert, den stolz erhobenen Kopf. Das Bild der ewigen Kriga.

Sie verharrte ungerührt, unbewegt, bis das Grollen verklang und der Magja ihr mit der Drehung seines knorrigen Stabes bedeutete, sich zu erheben.

Pramus' Stimme hallte in den Gewölben. »Ihr macht Eurem Namen Ehre. Ein erster Ausfall, und ein glorreicher Sieg!«

Die Fackel warf einen flackernden Lichtkreis in die dunkle Leere des Burgkellers.

Berqars Augen spiegelten ihren Funken. »Die Krigas sind in der ganzen Stadt in Position. Wie sie es seit ewigen Zeiten nicht mehr

waren.« Sie drückte die Brust heraus. »Wir stehen an jeder Ecke. Jeden Tag. Die Menschen werden sich daran gewöhnen, Krigas vor ihrer Haustür zu finden. In Uniform, und im Dienst. Für die Sicherheit der Stadt verantwortlich. Die Krigas werden Fragen stellen. Ob alle gut nach Hause gekommen sind. Was die Nachbarn machen. Fragen, die mit der Zeit von guten Ratschlägen begleitet werden. Und zuletzt von direkten Anweisungen«, schloss Berqar triumphierend.

Dann fuhr sie gleich fort. »Das wird Beschwerden hervorrufen. Aggressionen. Angriffe widerspenstiger Bürgerinnen gegen Krigas im Dienst. Unruhestiftung. Die eine starke Hand braucht, zur Wahrung des Friedens.« Sie hob ihr Kinn. »Ich habe den Krieg erklärt. Innerhalb der Burgmauern, wo ich es ohne Zögern tun kann. Jetzt braucht es Zeit und Umsicht, damit sich die Welle dieses Einschlags in der ganzen Stadt ausbreiten kann.«

Berqar hielt ihr gezogenes Schwert noch immer in der Hand. »Alle Krigas kennen die Gefahr. Sie haben den entstellten Toten gesehen, das Werk des Dämons. Sie werden ihren Schrecken weitergeben, bis der ganzen Stadt klar ist, dass wir uns in einem Ausnahmezustand befinden. In extremer Gefahr, die extreme Maßnahmen rechtfertigt.«

Pramus' dunkle Augen glänzten, als sie Berqars Blick auffingen. »Gut. Aber seid vorsichtig. Unser erster Angriff war erfolgreich. Jetzt werden wir abwarten, unsere Stellung festigen. Bis die Zeit reif ist für die nächste Attacke.«

* * *

In der Mittagshitze hatte Amalai Sonnensegel auf der Dachterrasse gehisst. Gemächlich streckte sie ihre Beine zwischen den Überresten von Reisbällchen und Linsen aus und lehnte sich auf der Matte zurück. »Ich werde den Krigas nicht erlauben, unser Leben zu dominieren. Nicht einmal indirekt.«

Lahoons Miene war immer noch finster.

Amalai verschränkte ihre Beine mit den seinen. »Man rutscht leicht ab in die Welt der Krigas, und sei es nur, weil man ständig an sie denkt. Auf sie wütend ist, sich vor ihnen fürchtet, sich überlegt, was man gegen sie tun sollte. Aber wir wissen, was wir tun. Wir stimmen ab. Und bis dahin werde ich weiterhin ich selbst sein und mein eigenes Leben leben. Ich werde hier nicht in Kampfpose sitzen, so wie sie. Mein Leben ist immer noch reich und sinnlich, und ich werde jeden einzelnen Moment genießen, so wie bisher. Das lasse ich mir nicht nehmen.«

Lahoon wiegte den Kopf von einer Seite zur anderen. Er griff nach seiner Laute und ließ ein paar fragende Töne herausfallen. Stimmen-

gemurmelt aus den Badegärten floss zusammen mit dem Gesang der Vögel, dem Zwitschern der Affen und den vertrauten Geräuschen der Kleinstadt, den Klängen ihrer Heimat. Sie beruhigten Lahoon. Schon etwas mutiger begann er, sich selbst einen Pfad zurück zu seinem Leben zu spielen.

Amalai hörte zu, und Bilder der nächtlichen Gärten stiegen vor ihrem inneren Auge auf, von Laternen in allen Farben, und süßen Melodien aus dem Konzertpavillon.

Da fiel es ihr wieder ein.

»Lahoon.« Sie drehte sich zu ihm um. »Da war jemand in unserem Garten, letzte Nacht. Ich habe es von der Terrasse aus gesehen. Ein schwarzer Schatten, der heimlich von Deckung zu Deckung huschte und in der Nacht verschwand.« Amalai richtete sich ein wenig auf. »Was könnte das bloß gewesen sein? Wer in aller Welt würde sich in meinem Kräutergarten verstecken?«

Lahoons Hände liefen weiter über die Laute und ließen einen erklärenden Akkord herausperlen. »Vielleicht war es ein Pärchen aus dem Bad. Du weißt ja, wie die Leute sich in die letzten Ecken des Gartens zurückziehen, um sich zu lieben. Nun, manche haben sich vielleicht ein wenig zu weit zurückgezogen. Und als ihnen danach klar wurde, dass sie in einem fremden Garten gelandet waren, wollten sie schnell und unauffällig verschwinden.«

Amalai schenkte ihm ein schiefes Lächeln. »Glaubst du? Dass ich eine verirrte Liebende auf der Flucht gesehen habe?«

Lahoon nickte, sehr zufrieden mit seiner eigenen Antwort. Und, vielleicht inspiriert durch das dramatische Bild, das Amalai gerade gezeichnet hatte, wandte sich sein Spiel in Richtung einer Ballade.

*

In dieser Nacht, als der Mond neu und der Himmel voll stürmischer Wolken war, schlich ein Schatten durch den Kräutergarten. Duckte sich hinter die Büsche, schoss vorwärts, verbarg sich erneut.

Die Welt war voller Aufruhr. Der Wind riss ungestüm an den Ästen, ließ die Blätter rauschen und die Fensterläden klappern. Das Gras drückte sich flach auf den Boden, ängstlich und atemlos, um dem Ansturm zu entkommen. Eine lose Dachschindel wurde vom Scheunendach gebrochen und krachend gegen einen Zaun geschleudert, dann harsch hochgerissen und weitergetrieben.

Inmitten des nächtlichen Sturms glitt der Schatten weiter, absichtsvoll, zielgerichtet.

Diesmal sah es niemand.

5

Lahoon erwachte. Es war stockdunkel. Er versuchte, zu seinem Traum zurückzukehren. In den Wald. Zu dem Portal. Zu der Fay, die ihn aus der Anderwelt gerufen hatte, die Flammen aus Mondlicht entfesseln konnte, die ihre Magie vor ihm offenbarte.

Sein Herz pochte laut.

Lahoon schlich sich aus dem Zimmer, ohne dass Amalai es merkte.

Vor ihm lag das übliche Chaos seines Ateliers. Im sanften Schein einer magischen Laterne balancierte Lahoon vorsichtig um Staffeleien herum, um halbfertige Bilder und Stapel leerer Rahmen. Er rückte die Kissen auf dem Holzboden zurecht und machte sich an die Arbeit.

*

Goldene Streifen zogen über den Morgenhimmel als Lahoon begann, die Farben anzudeuten, die seine nächtlichen Skizzen beleben würden.

Eine Diele knarzte. Lahoon blickte auf. Auf leisen, nackten Füßen kam Amalai zu ihm, und Lahoon lehnte dankbar den Kopf an ihre Hüfte.

Amalai blickte hinunter auf die Zeichnungen. »Träume?«, fragte sie verschlafen.

Lahoon nickte. »Ja, Träume.« Er seufzte tief. »Oder keine Träume.« Er nahm das Blatt hoch und strich mit dem Finger über die Linien. »Es ist ein Ruf«, flüsterte er. »Ich spüre es.« Seine Stimme war rau.

Amalai vergrub die Finger in seinem Haar. Lahoon schmiegte sich an ihren Körper, spürte den sanften Rhythmus ihres Atems, das langsame Heben und Senken ihres Bauches.

Dann warf er den Kopf in den Nacken und blickte zu ihr auf. »Ich kann den Weg nicht allein finden. Ich habe es versucht, und ich versuche es noch immer. Aber ich brauche Hilfe. Und ich weiß langsam nicht mehr, wo ich sie suchen soll.«

Amalai ließ eine Strähne pechschwarzen Haares durch ihre Finger laufen. »Hm. Ja. Wenn Varoonya nicht der richtige Ort war.«

Lahoon verzog den Mund. »War es nicht. So sehr ich mich auch auf die Hauptstadt gefreut hatte. Und ›Akademie der Magischen Künste‹ klang extrem vielversprechend. Aber nein.«

Er schnalzte verächtlich mit der Zunge. »In der Akademie würden sie nicht einmal bemerken, wenn ein Einhorn über den Korridor spaziert, oder ein Geist auf ihrem Redepult hockt. Sie haben überhaupt keine Wahrnehmungsgabe. Kein Wissen. Kein Interesse. Und auch keine Toleranz. Sie sind der fixen Überzeugung, dass es keine Fay gibt, und Schluss. Da ist nichts zu machen. Sie haben die Fay zusammen mit den alten Magjas von der Akademie verbannt, mit dem Vorwurf und der Gewissheit, dass alles immer nur Illusion war, eine hinterhältige Täuschung. Und davon haben sie auch den Rest der Gesellschaft überzeugt.«

Lahoon zuckte die Schultern. Dann entzog er sich Amalai und stand mit einer fahrigen Bewegung auf. »Ich muss einen anderen Weg finden.« Er fuhr sich mit den Fingern durchs Haar. »Und ich werde Hilfe suchen, wo immer ich kann. Selbst wenn es seltsam aussieht, oder ungut und gefährlich. Ich muss es einfach probieren.«

Amalai trat einen Schritt zurück. Sie verschränkte die Arme über der Brust und sah Lahoon mit gerunzelter Stirne an. »Bei dem Magja, willst du damit sagen. Bei Pramus.«

Lahoons Finger schlossen sich mit einer krampfhaften Geste um eine Staffelei. »Ja. Pramus.«

Eine angespannte Stille machte sich breit.

Lahoon starrte auf den Boden. »Ich weiß, wie das klingt. Er ist ein Magja. Wie sie an der Seiten der Feudalen standen und Dämonen beschwören, im Dienste der Herrschaft. Bis der Wandel sie allesamt von der Macht vertrieben hat.« Lahoon schluckte. »Es ist ein schweres Erbe. Wer würde heute noch freiwillig in dieser Tradition wandeln?«

Lahoons Finger krallten sich so fest um das Holz, dass die Knöchel blass aus seiner blauen Haut hervorstanden. »Welchen Weg würde ich gehen, als Pramus' Zauberehring? Worauf lasse ich mich da ein?«

Lahoon hob den Kopf. Ein wildes Feuer brannte in seinen Augen. »Aber was, wenn die Magjas wirklich in der Lage sind, mit Dämonen zu sprechen? Wenn dies meine einzige Chance ist, überhaupt mit den Fay in Kontakt zu kommen? Zumindest eine von ihnen zu berühren?«

Lahoon fuhr mit der Zunge über seine Lippen. »Ich weiß, dass das gefährlich ist. Und vielleicht ist es sehr falsch. Aber solange auch nur die geringste Chance besteht, dass es richtig ist, oder mir zumindest einen winzigen Schritt weiterhilft, muss ich es versuchen.«

Amalai ergriff die Staffelei in einer impulsiven Geste und hielt den Rahmen fest umklammert, ihre Hand gleich neben der Lahoons, ihre Knöchel genauso weiß. »Ja. Wenn es eine Möglichkeit gibt, es bloß zu

versuchen, ohne sofort mit Haut und Haar darin zu versinken. Geh zu ihm, wenn du musst, aber sobald er versucht, dich mitzunehmen an einen Ort, im Innen oder im Außen, von dem du allein nicht mehr weg kannst: da bitte ich dich, geh nicht mit!«

* * *

Berqar nahm eine Fackel von der Wand und drang tiefer in die Dunkelheit der alten Waffenkammer vor. Schwerter glänzten in Reih und Glied entlang der Wände, aufgebahrt in ihren Halterungen wie eine lange Batterie tödlicher Zähne.

Aber das Biest schlief.

Noch würde das gebleckte Gebiss nicht zuschnappen, die scharfen Fänge keine Wunden in das Fleisch des Feindes reißen.

Berqar ließ ihre Finger über den kalten Stahl gleiten. Sie konnte die Kraft spüren, die unbändige Macht, die darin verborgen lag. Suchend wanderten ihre Blicke weiter über Klingen und Schilder, über Regale voller Dolche. In den Schatten der hinteren Stirnwand kreuzten sich zwei Hellebarden in stummem Salut, in kriegerischer Ehrerbietung. Darunter glommen die Farben eines alten Ölgemäldes in der Dunkelheit. Berqar trat näher. Sie hob das flackernde Licht in ihrer Hand.

Eine sturmumtoste Ebene inmitten hoher Berge lag vor ihr. Der Wind riss die letzten Blätter von kahlen Bäumen, und das Gras duckte sich tief unter seiner Gewalt. Dramatische Wolkenfetzen zogen über den Himmel, der vom Sonnenuntergang blutrot gefärbt war. Ein letzter Schein fiel auf die Leichen hunderter unbekannter Soldaten, die mit verrenkten Gliedern und blutigen Schwertern im Staub lagen, ihre Körper zerfetzt, ihre Augen starr.

In ihrer Mitte bäumte sich das stolze Ross des glorreichen Generals. Sein Mantel wehte malerisch im Wind und seine Augen glänzten. Er hatte seinen Säbel hoch erhoben, bereit, den Himmel selbst aufzureißen, wenn es sein musste. Ein unhörbarer Kriegsschrei drang aus seinem Mund, hallte wider in der Szenerie aus Tod und Verwüstung. Das Echo reiste durch die Zeiten, bis hinab zu Berqar.

Ihr Rücken richtete sich unmerklich auf. In ihren Augen lag ein Leuchten, das viel, viel tiefer ging als nur der Widerschein der brennenden Fackel.

* * *

Unleha watete durch die kniehohen Farne. Ganz hinten in den Gärten des Badepalastes, versteckt im wuchernden Grün, wand sich ein großes Kupferrohr durchs Gras wie eine riesige alte Schlange. Erst unten am Bach tauchte sie auf, reckte sich weithin sichtbar gen Himmel, ein

majestätischer Turm aus Spiralen. Die Schlangenhaut war fleckig und graugrün von Staub und Flechten, und nur ein paar einzelne Stellen, wo das Metall noch offen lag, glänzten überschwänglich wie ein Sonnenuntergang.

Zu Füßen des Turms kauerte eine niedrige runde Kuppel auf dem Boden. Unleha beugte sich darüber und lauschte konzentriert auf das dumpfe Klopfen im Inneren, einen tiefen, regelmäßigen Herzschlag. Magie pumpte das Wasser hoch in die Spiralen. So wie sie sollte.

Unleha zog ihren Zauberstaub hervor. Als Almecha war sie eine der spezialisierten Magiekundigen, die Traptionen wie diese hier handhaben konnten. Und das Bad verwendete mittlerweile unzählige, für alle Zwecke vom Wärmen des Wassers bis zum Beleuchten der Gärten.

Vorsichtig nahm Unleha den oberen Teil der Kuppel ab.

Das Abendlicht fing sich in einer gläsernen Wolke, gesponnen aus feinsten, unsichtbaren Fäden, die sich in dem Wirrwarr ihres eigenen Universums hundertmal überkreuzten, ohne sich jemals zu stören. In der Tiefe der Wolke glänzten reine Kristalle.

Unleha zog einen dunklen Amethyst aus ihrer Tasche. Ihre Lippen begannen, eine Beschwörung zu formen, den perfekten Klang einer alten Rune, warm, voll und rund, bis er zum Schluss in einem kratzigen Lispeln endete. Und mit einem kleinen Nicken ihres Zauberstabes schwebte ein Stein aus der Tiefe des fragilen Labyrinths heraus.

Das Rohr begann zu husten und zu gurgeln, verschluckte sich an Wasser, das aus seinem steten Aufwärtsstrom in wilde Strudel und Wirbel fiel. Aber der neue Amethyst glitt bereits durch die Lüfte, hin zur Mitte der Wolke aus Spinnweb und Arabesken. Ohne einen der delikaten Fäden zu stören, setzte er sich mit natürlicher Anmut genau an den richtigen Platz.

Das Rohr machte einen letzten röchelnden Huster. Dann, mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung, kehrte der reguläre Herzschlag zurück.

Unleha lauschte aufmerksam auf das beständige Rauschen, den darunterliegenden Klang der Magie. Sie ließ eine weitere Beschwörungsformel über ihre Zunge rollen. Ein Licht erglühete im Herzen des Amethysts und lief von dort hinaus in die unsichtbaren Fäden. In jedem Kristall, den der Funke berührte, leuchteten die Farben der Magie auf, zeigten Unleha die Zaubersprüche, die in ihnen verankert waren. Tief konzentriert beugte Unleha sich vor.

»Was machst du da?«

Unleha fuhr herum. Ein junges Mädchen mit schwarzen Haaren und eifrigen Augen stand hinter ihr.

»Rebonya«, seufzte Unleha. »Irgendwann treibst du mich noch in den Herzinfarkt.«

»Tschuldigung«, sagte Rebonya, nicht übermäßig zerknirscht. Sie beugte sich bereits über die Traption und ihre Kristalle. »Warum hast du diesen da ausgetauscht? Ist das der Kraftstein?«

Unleha zog den violetten Schatz aus ihrer Tasche. »In diesem hier ist fast keine Kraft mehr. Ich bringe ihn zurück zum Befüllen.«

Rebonya nickte. »Und die Beschwörung zum Schluss?«

»War nur, um sicher zu gehen, dass alles stimmt. Warte, ich zeig's dir nochmal.«

* * *

Die Abendluft war sanft und lau geworden und das Licht fast ganz aus den Weiten des Himmels geschwunden. Nur eine Ahnung dunklen Blaus lag noch über dem Horizont, und ein letzter Hauch von Lavendel auf den Wolken.

Amalai wandelte durch ihren Garten, strich hier mit dem Finger über ein Blatt, küsste da einen Tropfen von einer Blüte, und sagte allen Pflanzen, die noch auf waren, gute Nacht.

Doch dann erstarrte sie. Da war er wieder. Der Schatten. Ein Rascheln, eine versteckte Bewegung. Eine dunkle Figur, die vorwärts huschte, Deckung suchte, weiter glitt.

Diesmal zögerte Amalai nicht. Mit einem raschen Schritt stellte sie sich dem Schatten genau in den Weg. Und kollidierte.

Stolpernd riss Amalai den Arm hoch und suchte Halt. Ihre Hand schloss sich um festes, menschliches Fleisch. Kein dunkles Phantom, kein rauchiger Dämon zerfloss zwischen ihren Fingern. Im dämmrigen Zwielflicht starrten die mandelförmigen Augen eines jungen Mädchens Amalai an.

»Äh. Hallo«, sagte Amalai.

Das Mädchen warf ihr einen zornigen Blick zu. Dann riss sie sich mit einer hektischen Bewegung los, wodurch etwas zu Boden fiel. Ein Buch, sah Amalai. Wie ein Falke stürzte sich das Mädchen darauf und barg es wieder an ihrer Brust. In ihren Augen stand mittlerweile fast schon Panik.

»Nichts sagen!«, flüsterte sie, Bitte oder Drohung oder Dringlichkeit in der Stimme. Dann drehte sie sich um und rannte. In einer raschen, leichtfüßigen Flucht flog sie durch den Kräutergarten davon und verschmolz mit den Schatten der Hecke. Noch ein paar knackende, raschelnde Laute, und weg war sie.

Amalai sah ihr nach. Dann folgte sie ihr, langsam, mit verhaltenen Schritten. Bis zu dem Punkt, wo das Mädchen verschwunden war.

Amalai strich mit der flachen Hand über die Blätter der Hecke. Dann glitt sie hindurch.

Amalai zwängte sich entlang des schmalen Spalts zwischen der Mauer des Kasernenhofs und ihrer eigenen Hecke. Äste kratzen ihre Schulter. Rauer Stein zupfte an ihrer Hand, die sie die Wand entlang gleiten ließ. Bis ihre Finger sich verfangen. Amalai hielt inne. Sie beugte sich hinunter.

Da war ein Loch in der Wand, knapp über dem Boden. Gerade groß genug, dass sich ein Mensch hindurchzwängen konnte. Und in der Mitte des Durchbruchs, zusammengeknüllt zu einem hastigen Knäuel, lag der Umhang des Mädchens.

* * *

Rebonya fluchte leise. Wie hatte das nur passieren können? Wieso war sie so achtlos gewesen? Und hatte nicht gesehen, dass da jemand im Garten war. Jetzt hatte die Kräuterfrau sie erwischt. Aber die würde sie bestimmt nicht verraten. Oder doch?

»Vielleicht hätte ich bleiben sollen, um zu verhandeln«, dachte Rebonya. »Um zu erklären, und zu bitten.« Sie seufzte. »Oder vielleicht war Wegrennen das Richtige. Sie würde mich nicht wiedererkennen. Oder?«

Rebonya schlich vorsichtig entlang der Kasernenmauer, noch immer in der Deckung eines leeren Stalls. An dessen Ende spähte sie hinaus in den Hof, sehr sorgfältig diesmal. Dann trat sie hinaus, in der nonchalanten Art eines Menschen, der gerade mal ein bisschen frische Luft schnappen war.

Als sie in ihre Kammer kam, sah Gureev von seinem Buch auf. »Du warst draußen«, kommentierte er.

Rebonya brummte eine kurze Replik und ließ sich auf ihre Matte sinken.

»Du warst ziemlich viel draußen in letzter Zeit«, insistierte Gureev.

Rebonya erstarrte. Stille füllte den Raum. Erwartungsvolle Stille.

»O nein«, betete Rebonya. »O nein. Nicht auch noch Gureev.«

»Fast immer, wenn du keinen Dienst hast, bist du draußen«, fuhr Gureev fort.

»Ich war im Hof«, murmelte Rebonya.

Gureev wartete. Dann sagte er: »Natürlich. Im Hof. Wo hättest du sonst sein sollen? Du darfst die Kaserne schließlich nicht verlassen.«

Die erwartungsvolle Stille kehrte zurück. Rebonya biss sich auf die Lippe. Was nun?

Sie drehte sich auf ihrer Matte um und wandte sich dem Zimmer zu. Und ihrem Zimmergenossen. »Ganz genau. Ich darf die Kaserne nicht

verlassen. Also werde ich es doch sicherlich nicht tun, oder? Und vor allem würde ich dir nicht sagen, wenn ich es doch täte. Ich will dich schließlich nicht in Gewissensnöte bringen. Du könntest dich ja verpflichtet fühlen, mich anzuzeigen. Wofür auch immer. Sogar für eine respektlose Miene.«

Gureev stand mit einer raschen Bewegung auf. »Das habe ich nicht getan, wie dir hätte auffallen können.« Seine Stimme war schneidend. »Jede einzelne Minute, die ich mit dir in dieser Kammer verbracht habe, hast du eine respektlose Miene getragen. Ganz abgesehen von den Reden, die du führst. Aber ich habe dich nicht angezeigt. Und auch zu niemandem eine Bemerkung über deine häufige Abwesenheit gemacht.« Eine tiefe Falte hatte sich auf seiner Stirn gebildet. »Aber vielleicht sollte ich das tun. Jetzt, wo du es sagst. Vielleicht ist es meine Pflicht. Du könntest eine Gefahr sein. Ein subversives Element.«

Rebonya platzte ein Lachen heraus. »Danke.« Aber ihr Lachen war ein zittriger Laut, ein halber Husten, ein desperates Keuchen. »Ich glaube nicht, dass mich je jemand als subversives Element bezeichnet hat. Und schon gar nicht als Gefahr.«

Sie setzte sich auf ihrer Matte auf. Dann erhob sie sich sogar und machte einen Schritt auf Gureev zu. Einen kleinen, zögerlichen. »Leider bin ich aber nicht Teil eines Geheimkomplotts zum Sturz der Klinge. Alles, was ich mache, ist, mich um mein eigenes Leben zu kümmern. Das Leben, dass ich wirklich leben will.« Sie blickte auf ihre Füße, dann hob sie die Augen und sah Gureev direkt an. »Ich bereite mich auf die Akademie der Magischen Künste in Varoonya vor. Ich leihe mir Bücher aus von einer Almecha, die dort studiert hat. Ich schaue ihr beim Arbeiten zu. Stelle Fragen.«

Rebonya senkte ihren Kopf. Ihre Stimme wurde sanfter, leiser. »Ich bin echt keine Gefahr.«

Gureev maß sie mit einem langen Blick. »Ich glaube dir«, urteilte er mit einem gnädigen Kopfnicken. »Dass du draußen warst, um zu studieren. Um dich vorzubereiten, für die Akademie. Und dass du eine Almecha werden möchtest.« Er hielt inne. Dann hob er eine Augenbraue. »Ich bin froh zu sehen, dass du ein Ziel hast. Etwas, das dir sinnvoll erscheint. Dass es doch etwas gibt, woran du glauben kannst.«

Rebonya blickte starr auf den Boden und sagte nichts.

Gureev sprach gemessen weiter. »Almecha ist ein guter Beruf. Eine hilfreiche Kunst. Ich respektiere dein Bemühen, und dein Bestreben, dich zu bilden.« Er zögerte. »Aber es ist trotzdem gegen die Regeln. Krigas, auch Kadetten wie wir, dürfen die Burg nicht einfach auf eigene

Faust verlassen.« Gureev richtete sich auf. »Es gibt Gründe für solche Regeln. Und es wird in der Tat von uns erwartet, dass wir sie befolgen.« Er blickte Rebonya erwartungsvoll an.

Rebonya fuhr sich mit den Fingern durch die Haare. »Na ja«, murmelte sie unsicher. »Das ist sogar eine der wenigen Regeln, die ich selber auch gut finde. Prinzipiell.« Sie räusperte sich. »Aber in meinem Fall... Ich bin ja nicht durch die Stadt stolziert. Ich habe meine Uniform nicht zur Schau gestellt und keine soldatische Präsenz gezeigt. Ich bin einfach nur rasch und unauffällig direkt zu meinen Studien gehuscht.« Bilder der unerwünschten Begegnung im Kräutergarten tauchten vor ihrem inneren Auge auf und sie fluchte im Geiste.

Laut sagte sie: »Ich bin wirklich keine Gefahr. Vielmehr bin ich es, die in Gefahr ist. In Gefahr, von der Schule zu fliegen, bevor ich mein Siegel habe. Oder in Korrektur beordert zu werden, zu irgendeiner grässlichen, gefährlichen Arbeit. So wie Hun.«

Unruhig und fahrig verschränkte Rebonya die Arme vor der Brust.

Gureev war still geworden. Er wandte sich ab.

Rebonya tat einen kleinen Schritt auf ihn zu. »Gureev. Ich werde vorsichtiger sein. Es ist zu riskant so, das sehe ich ein.« Ihre Stimme war ernst. »Aber ich muss weiter studieren. Ich brauche das.« Sie sah Gureev durchdringend an. »Ich weiß nicht, ob das für dich genug ist. Die Wahrheit, und ein Versprechen. Bitte sag mir, ob dir das reicht. Denn selbst wenn ich nicht genau weiß, was meine Strafe wäre, wenn ich erwischt würde: Ich hoffe doch inständig, dass es einfach nie passiert.« Sie räusperte sich. »Und in diesem Sinne wäre ich in der Tat dankbar, wenn du mich nicht anzeigst.«

Gureev bedachte Rebonya mit einem langen, nachdenklichen Blick. Dann ließ die Spannung in seinem aufrechten Rücken unmerklich nach. Er neigte den Kopf leicht, in einer grazilen, vornehmen Geste. Diesmal sprach er jedoch kein Urteil.

»Dankbar?«, fragte er stattdessen. »Du wärst dankbar? Das ist neu. Hast du vor, es sogar zu zeigen?«

Rebonya prustete. Doch dann schlich sich ein Hauch Reue in ihr Gesicht, und der Beginn eines schiefen Lächelns. »Ja. Ich habe vor, es sogar zu zeigen. Wenn du mich wirklich nicht anzeigst, dann gebe ich zu, dass du es verdient hast.« Ihr Grinsen wurde breiter. »Ich bin nicht in Übung, muss ich allerdings sagen. Dankbarkeit zeigen ist eine nie gekannte Herausforderung für mich. Aber ich werde mich meiner Aufgabe mutig und unerschrocken stellen. Und, sollte ich sie bewältigen, so wird das eine der größten und wertvollsten Lektionen sein, die ich je in meiner Zeit bei der Klinge gelernt habe, da bin ich sicher.«

6

»Strategie und Taktik.« Berqar stolzierte im Offiziersraum auf und ab, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, und dozierte. Sie blieb unter einem großen Ölgemälde stehen, das kürzlich seinen Weg an die Stirnwand des Raumes gefunden hatte. Ein siegreicher General hoch zu Ross inmitten einer stürmischen Landschaft, der Boden übersät mit Leichen.

Berqar drehte sich um, voller Schwung und Inspiration.

Gureev hatte seinen Essay zurück auf den Tisch gelegt, gleich neben den schweren Schmöcker, auf den er sich bezog. Seine dunklen Augen waren ernst, seine Haltung anmutig und vornehm.

Berqar genoss die Intensität seiner Aufmerksamkeit. Das Feuer in ihrer Stimme fand Nahrung. »Unser Kampf braucht nicht nur unseren Körper. Sondern auch unseren Geist. Und unser Herz.«

Sie drückte die Brust heraus. »Für ruhmreichen Krieg braucht es mehr als reine Brutalität. Die wahrhaft Berufenen, die rechten Herrschenden müssen listig sein, schlau und hinterhältig wie der Dämon selbst.«

Die verkohlten Überreste einer alten Heugabel lehnten in der Ecke. Gureev fragte sich vage, was sie dort taten, aber Berqar strich mit dem Finger über die eisernen Spitzen wie über eine Quelle der Kraft. Ihre Stimme wurde eindringlich, als wäre sie getrieben von einer Vision, oder von einem obsessiven Albtraum. »Der Feind wartet nicht. Und kommt dir auch nicht offen und ehrlich entgegen. Der Krieg ist ein schmutziges Geschäft. Und du musst bereit sein. Berechnend. Grausam. Gnadenlos. Fähig, alles zu tun.«

* * *

Die Türme der Burg ragten schwarz und streng in die pastellfarbene Morgendämmerung. Blasses Licht fiel ins Innere der Kadettenkammer, wo Gureev seine Matte sorgfältig zusammenrollte, ohne auch nur den geringsten rügenden Seitenblick auf den unordentlichen Haufen zu

werfen, der Rebonyas Bett darstellte.

Rebonya hingegen hatte massenhaft Kommentare. »Die rechten Herrschenden!«

Gureev hatte nur einen sehr rudimentären Bericht gegeben über das, was Berqar in ihrem Privatunterricht gesagt hatte. Nichtsdestotrotz hatten sich Rebonyas Augen zu schmalen, wütenden Schlitzen verengt. »Haben wir Herrschende? In unserem Zeitalter?«

Gureev hielt inne. Dann richtete er sich auf und wandte sich ab. »Nein.« Seine Ohren waren heiß. »Natürlich nicht.«

Aber er machte noch einen Rettungsversuch. »Berqar hat historisch gesprochen. Oder metaphorisch.« Er räusperte sich und strich mit dem Finger über den dicken Einband des Schmökers. »Außerdem sind dies einfach Begriffe, die in dem Buch verwendet werden. Berqar hat sich darauf bezogen. Es hat nichts zu bedeuten.«

* * *

»Lebe wohl.« Lahoon drückte einen Kuss auf Amalais dunkles Haar. »Und pass auf, dass die Krigas keinen Unfug anstellen.«

»Mach ich«, versprach Amalai. Sie klopfte auf eine von Lahoons vielen Reisekisten. »Mögest du mit leeren Koffern und vollem Beutel wiederkehren«, fügte sie salbungsvoll hinzu, als wäre es der traditionelle Segen eines fernen Landes.

Lahoon lachte. »Mal sehen.« Er zog Amalai an sich. »Toan ist ein nettes Städtchen. Wie Behrlem, im Grunde. Nur, dass ich nicht so oft dort bin und daher viel mehr Aufmerksamkeit genieße, wenn ich doch einmal auftrete. Ich freue mich schon auf die Konzerte. Und ich werde auch sicher wieder das eine oder andere Bild verkaufen. Also werde ich zwar vielleicht nicht reich zurückkehren, aber zumindest doch wohl genährt und zufrieden.«

Die Kutschfrau kam und Lahoon schwang sich hinten auf den Karren zu seinen Kisten.

Ein sehnsüchtiger Ton stahl sich in seine Stimme, als er noch einmal Amalais Hand hielt. »Und auch die Lesekammern des Tempels rufen nach mir. Vielleicht finde ich doch noch etwas. Ein Zeichen, einen Wink. Eine leise Ahnung, wo mein Weg verläuft, mein Pfad zu den Fay.«

*

Amalai musste sich beeilen. Precetlan und Naleewa gingen heute mit ihren Schafen in die Berge und hatten Amalai angeboten, ihr eine entlegene Schlucht zu zeigen, wo sie Deewelarque-Büsche gefunden hatten. Und natürlich wollte Amalai das sehen. Und so radelte sie ihren

nun leeren Tretkarren zum Mietstall und sattelte sich ein Pferd.

Amalai holte die Herde an der Stelle ein, wo der dunkle Wald in ein weites, offenes Hochland übergang. Die Luft war frisch und würzig hier oben und Amalai fühlte den Wind in ihren Locken wie eine ständige sanfte Liebkosung. Es lag ein Geruch von Wildkräutern darin, aber auch eine Ahnung von Schnee und Eis, ein Lied von fernen Gipfeln. Precetlan begann zu scherzen, und Geschichten zu erzählen von Bergen und Einsamkeit, von Schafen und Gemeinschaft.

Es war schon nach Mittag, als sie die anderen Hirtinnen verließen und versprachen, zum Abendlager wieder zur Herde zu stoßen. Ein langer und gewundener Pfad führte die drei Reitenden zur Seite, durch Wiesen und Täler, bis Precetlan schließlich mit einer ausladenden Geste auf die kleine Klamm deutete, die zu ihrer Linken in die Tiefe stürzte.

»Hier bitte!«

Sie ließen die Pferde bei einem niedrigen Gehölz zurück und näherten sich vorsichtig dem Abgrund. Er war voll zäher, knorriger Büsche mit dunklen Blättern und langen, spitzen Dornen. Amalai berührte einen Strauch, der es geschafft hatte, über die Kante des Abgrunds hinauszuklettern, und pflückte eine weiche, runde Beere, schwarz wie die Nacht. Als sie zudrückte spürte sie den Saft über ihre Finger rinnen, das starke, würzige Aroma beißend in ihre Nase steigen. Amalai fuhr zurück.

Kein Zweifel. Das war Deewelarque.

Amalai drehte sich um und fiel Precetlan um den Hals. »Das ist großartig! Danke!«

»Deewelarque ist giftig, oder?«, fragte Naleewa.

»Ja. Wir sollten diese Beeren auf keinen Fall essen. Aber sie können bestimmten Zaubersäften unglaubliche Kraft verleihen. Wenn sie weise und umsichtig gehandhabt werden.« Amalai zögerte. »Sie können auch wilde, fiebrige Träume hervorrufen. Halluzinationen. Oder Hellsichtigkeit, sagen manche.«

Amalai sah hinab in die Schlucht. Karge Felsen ragten zwischen den Büschen hervor, stürzten hinunter in uneinsehbare Tiefen. Sehnsüchtig blickte Amalai zu den unzähligen Deewelarque. »Ich wünschte so sehr, ich könnte die erreichen!«

»Vielleicht gibt es ja einen Weg. Von unten«, deutete Precetlan.

Es brauchte eine Weile, bis sie die Anhöhe umrundet hatten und soweit über den Hang des Hügels abgestiegen waren, dass sie am Fuße der Schlucht ankamen. Doch dort, in der Tat: da konnte man hinein.

Es war nicht gerade einfach. Sie kletterten über Steine und Fels-

brocken, schürften sich die Knie auf und zwängten sich zwischen dornigen Deewelarque hindurch, die hier immer dichter wuchsen.

Sie drangen tiefer in die Schlucht vor. Steile Felswände ragten zu beiden Seiten empor und der Schatten des mächtigen Berges tauchte die Welt in dämmriges Zwielicht. Die drei Wandernden waren schweigsam geworden, so als hätten sie Angst, die Stille des Ortes zu stören.

Ein Pfad aus sanftem, frischen Gras tat sich unter Amalais Füßen auf, schlängelte sich wie ein seidiger Faden durch das sonst harte, steinige Gelände. Amalai hob verwundert die Brauen. Und folgte der Spur, tiefer und tiefer in das Reich der Schatten, von einer mäandernden Verlockung geleitet. Bis sie vor einer steilen Felswand zu stehen kam. Zu Amalais Füßen breitete sich einladend ein weicher, grüner Teppich aus.

Vorsichtig kniete Amalai darauf nieder. »Eine Quelle!«, flüsterte sie. Sie teilte das hohe Gras mit den Händen. Glasklares Wasser sprudelte aus dem Felsen, rann über Amalais Finger mit der kalten Frische der Gletscher.

Amalai drehte sich strahlend zu Precetlan und Naleewa um. Und erstarrte.

Eine schwarzer Schatten tauchte hinter Precetlan auf wie ein Geist.

Precetlan blickte über die Schulter und fuhr erschrocken zurück.

Die dunkle Gestalt kam näher und entpuppte sich als ein zierlicher Mann in schwarzen Roben. Auch sein Haar war schwarz, und seine Haut blass wie der Mond.

Er blieb stehen, als er die schockierten Gesichter sah, sagte aber nichts.

Precetlan räusperte sich. »Äh.« Seine Stimme war brüchig. »Guten Tag.«

Der zarte Mann neigte den Kopf, etwas schüchtern. Nach dem ersten Schreck seines plötzlichen Auftauchens schien er geradezu auffällig unbedrohlich.

»Guten Tag«, kam seine Stimme, ein sanfter, leiser Klang, wie ein vorsichtiges Angebot.

»Was machst du hier?«, fragte Precetlan, ein wenig unlogisch.

»Ich lebe hier.« Eine angedeutete Geste, eine halb erhobene Hand. Und sie sahen ein kleines Steinhaus, das sich zwischen den Deewelarque an die Seitenwand der Schlucht drückte. Es war halb überwuchert, und insgesamt so sehr eingebettet in die Umgebung, dass es kein Wunder war, wenn sie es zunächst nicht bemerkt hatten.

»Und ihr?« Die Frage schwebte wie ein Hauch in der Luft.

»Wir sind nur zu Besuch«, sagte Precetlan, und es klang selbst in seinen Ohren extrem lahm. Aber ihr Gastgeber schien es nicht

ungewöhnlich zu finden, dass drei Leute nur zu Besuch in eine praktisch unzugängliche Felsschlucht voll dorniger Büsche kamen.

»Gut«, nickte er mit einer stillen Freundlichkeit, die Precetlan sofort entspannte. Precetlan atmete tief aus. Es war etwas Beruhigendes an diesem Mann, etwas zutiefst Vertrauenswürdiges.

Der Fremde wandte seinen Blick Naleewa zu. »Wollt ihr herein kommen?«

Auch von Naleewa fiel die Spannung ab. Sie lächelte und nickte, wieder ganz in ihrem Element. »Mein Name ist Naleewa«, stellte sie sich vor, »und das hier sind meine Freunde Precetlan und Amalai.«

Die Augen des Mannes waren sehr dunkel. »Verlem.« Sein zerbrechlicher Körper verneigte sich fast unmerklich. »Kommt ihr mit mir?« Und sein Blick fand Amalai, verfiel sich für einen endlosen Moment in ihren Augen. Dann drehte er sich um und ging in Richtung der Hütte.

Amalais Herz raste. Sie konnte ihren Puls im ganzen Körper spüren. Sie wollte wegrennen. Und näher kommen. Sie wollte bei diesem Mann sein, und so weit weg von ihm wie nur irgend möglich. Sie fühlte sich unglaublich wohl in seiner Gegenwart, zutiefst beruhigt durch seine sanfte Stimme, seinen stillen Blick, und gleichzeitig schrie ihr ganzer Körper vor Panik. Amalai wusste, wenn sie Verlem nun in seinen Raum folgen würde, in sein Reich, dann würde sie seinem Charme ganz und gar verfallen und sich in seiner Welt verlieren. Sie verzehrte sich danach. Die Sehnsucht zog an ihrem Herzen, rief sie mit einer Dringlichkeit die atemberaubend war, schmerzlich, wunderschön – und nicht ganz natürlich, sagte eine Stimme in ihrem Inneren. Der letzte Rest einer Stimme, die dünnen, schwindenden Fäden ihres Bewusstseins, die noch in der Lage waren, solche Gedanken zu formen, diese letzten Reste schrien Amalai an.

Ihr Herz spürte den Sog erneut. Im nächsten Moment wäre all ihre Fähigkeit zu denken dahin. Sie würde nichts anderes mehr kennen als Vertrauen, als Loyalität zu diesem Mann, Verlem.

Amalai machte einen kleinen Schritt zur Seite. Naleewa und Precetlan waren bereits unterwegs, in Verlems Gefolge. Sie erreichten die Hütte. Verlem öffnete die Tür und verschwand.

Und Amalai rannte. Sie hetzte über den Graspfad, und weiter quer durch das Gebüsch. Ihre Arme wurden von Dornen zerkratzt, ihre Füße stolperten, ihre Lunge brannte. Amalai stürmte weiter, in blinder Panik, und konnte es kaum glauben, dass sie den Ausgang wiederfand. Zitternd

und ungelenkt kletterte sie über die Felsbrocken, rutsche ab, verletzte sich. Aber sie kam durch. Vor ihr lag das offene Grasland.

Amalai jagte vorwärts bis zu einem einsam aufragenden Stein inmitten der Wiese. Keuchend warf sie sich dahinter in Deckung. Ihr Puls raste. Ihr ganzer Körper pochte vor Schmerz und Überanstrengung. Ein Wirbelwind tobte durch ihren Kopf, durch ihr Herz. Amalai schloss die Augen und ließ dem Sturm in ihrem Inneren seinen Lauf. Für einen langen, zeitlosen Moment wusste Amalai nichts mehr von der Welt.

Dann setzte sie sich ruckartig auf.

Naleewa und Precetlan. Sie hatte sie einfach zurückgelassen. In einer Situation, die ein so intensives Gefühl von Gefahr in ihr erweckt hatte, dass sie mit aller Kraft davongerannt war. Wenn es so bedrohlich war, wie hatte sie dann die beiden nur allein lassen können?

Aber Amalai hätte nichts anderes mehr tun können. Sie selbst hatte nur noch einen kleinen, letzten Moment gehabt, um sich abzuwenden. Wäre sie noch einen Augenblick länger geblieben, einen kleinen Schritt näher gekommen, wäre sie hoffnungslos verloren gewesen.

Amalais Kopf schwirrte noch immer. Ihr ganzes Wesen war in Aufruhr. Was konnte sie tun?

Amalai legte ihre Arme um den Felsen, um die feste, ewige Präsenz von Urgestein, und betete um Kraft und Klarheit.

Zumindest etwas Kraft kam. Amalais Herzschlag wurde langsamer, ihr Atem tiefer. Der Schwindel ließ nach. Mit der Stirn gegen des Fels gelehnt, die Augen offen, bemerkte Amalai eine Bewegung, nur ein leichtes Huschen am Rande ihres Blickfelds.

Sie richtete sich auf. Da, beim Eingang der Schlucht, zwischen den ersten Deewelarque, da war etwas. Ein Schatten. Ein Tier. Ein Mensch, sah Amalai schließlich. Und noch einer. Der über die Felsen kletterte. Naleewa und Precetlan waren auf dem Weg zu ihr.

Amalai ließ sich zu Boden sinken und atmete tief aus.

*

Precetlan und Naleewa sahen Amalai besorgt an. »Warum bist du gegangen?«

»Ich bin nicht gegangen«, sagte Amalai. »Ich bin gerannt.«

Und sie versuchte zu erklären.

Vergeblich, größtenteils. Precetlan verstand überhaupt nicht, worauf sie hinauswollte. »Verlem war überhaupt nicht bedrohlich«, behauptete er. »Ganz im Gegenteil. Er erscheint mir so angenehm, so vertrauenswürdig mit seiner schüchternen, stillen Art. Wir waren bloß

erschrocken, weil er so plötzlich hinter uns aufgetaucht ist. Aber sobald du ihn näher anschaust, ist da überhaupt kein Grund zur Sorge mehr.«

»Ja«, gab Amalai hilflos zurück. »Das ist genau, was ich meine. Du schaust ihn näher an. Er schaut dich näher an. Sobald er dich anschaut, vertraust du ihm. Vertraust ihm so tief, so selbstverständlich, so fraglos, dass gar nichts anderes mehr möglich ist. Das ist zu viel. Es ist nicht echt. Nicht natürlich. Es ist, als hätte er dich verhext. Dir einen Zauberspruch gegeben, der dich alle Zweifel vergessen lässt. Es gibt solche Tränke, weißt du?«

Precetlan neigte seinen Kopf. »Ja, schon. Denke ich. Aber, wie auch immer: Verlem hat uns doch gar keinen Trank eingeflößt?«

»Nein«, gab Amalai zu. »Es müsste eine andere Art von Magie sein. Eine, die er allein durch seine Präsenz wirken kann. Durch seinen Blick.«

Precetlan sah sie skeptisch an.

Naleewa räusperte sich. »Ich habe noch nie von Magiekundigen gehört, die so etwas könnten«, stellte sie fest. »Außerdem, warum sollte Verlem sich unser Vertrauen mit Magie erschleichen? Er ist ein Einsiedler, der Beeren und Kräuter sammelt. Was könnte harmloser sein als das? Warum sollten wir ihm nicht vertrauen? Was denkst du denn, dass er von uns will?«

»Keine Ahnung«, sagte Amalai matt.

Sie war erschöpft, und in ihrem Inneren herrschte immer noch Chaos.

»Lasst uns zurückgehen.«

Langsam und schwerfällig wanderten sie zurück auf die Anhöhe, wo sie ihre Stuten gelassen hatten. Die Pferde waren alle noch da, gesund und wohlbehalten. Amalai atmete erleichtert auf und kam sich sogleich lächerlich vor deswegen. Was hatte sie denn erwartet?

Sie ritten zurück über Wiesen und Kuppen bis zu dem Pfad der Schäferinnen.

Precetlan schenkte Amalai einen freundlichen, besorgten Blick aus seinen braunen Augen. »Geht's dir wieder gut?«

»Naja. Ja. Wird schon.« Amalai schüttelte den Kopf mit einem reumütigen Grinsen. »Tut mir leid wegen des vielen Dramas. Ich konnte nicht anders. Ich weiß nicht, warum. Aber jedenfalls bin ich sehr dankbar für die Deewelarque. Das ist ein wunderbarer Fund!«

»Freut mich«, lächelte Precetlan. Mit ein paar weiteren besorgten Blicken und warmen Umarmungen verabschiedeten Naleewa und Precetlan sich und ritten davon, ins Hochland, wo Schafe und Freundinnen auf sie warteten.

Amalai blickte hinauf in den Himmel, oder ins endlose Nichts. Dann

wendete sie ihr Pferd und ließ die Stute den Weg nach Hause führen.

Eine blasse Mondsichel stand am Abendhimmel.

›In Mären und Legenden‹, sagte Amalais innere Stimme, ›gibt es mehrere Gründe, warum Menschen unwiderstehlich angezogen werden. Magie, in Form von Zaubetränken und Beschwörungen, ist nur einer. Es kann auch Schicksal sein, wie zwei Liebende, die für einander bestimmt sind. Prophezeiungen, oder die Weisheit der Sterne.‹

Amalai war nicht sicher, ob sie wirklich wollte, dass die Stimme weitersprach. Aber sie tat es dennoch, sanft und unbeirrbar.

›Und dann gibt es noch eine Art von Legende, von Mythos. Die Mären von den Fay. Wesen aus der Anderwelt, von denen manche die Fähigkeit haben, Menschen zu sich zu holen, einfach nur durch ihre Präsenz, oder ihre Willenskraft. So wie Nymphen.‹

Amalai wandte ihr Gesicht ab.

›Wie Vampire.‹

7

Es war schon fast Mittag. Die Sonne stand hoch und heiß am Himmel und glitzernde Schweißperlen liefen über Amalais braune Haut, als sie die letzten Kräuterbüschel an die Balken im Trockenschuppen band. Sie strich sich mit dem Handrücken über die Stirn und beschloss, dass es Zeit für eine Pause war.

Amalai ging los auf dem Pfad Richtung Stadt. Beim dritten Haus blieb sie stehen, um eine Schüssel auf der Türschwelle zu platzieren, gefüllt mit frischen Minzblättern an Stelle der köstlichen Teigtaschen, mit denen ihr Nachbar sie ab und zu verwöhnte. Amalai warf dem stämmigen Mann eine Kusshand zu, als sie ihn oben auf dem Balkon zwischen den Wäscheleinen entdeckte.

Dann begann sie zu summen, während sie weiter in Richtung Piazza spazierte und dabei ein buntes Tuch um ihre widerspenstigen Locken band. Aber selbst mit dieser Ablenkung, mit geschäftigen Armen um ihren Kopf und wehenden Stoffzipfeln vor ihren Augen, bemerkte ihr Unterbewusstsein etwas.

Sie wurde beobachtet.

Amalai drehte sich um.

Die Kriga an der Straßenecke schaute schnell weg. Und dann lugte sie doch wieder über die Schulter zurück.

Ihre Blicke trafen sich. Und Amalai war sich sofort sicher. Das war das Mädchen, das durch ihren Garten geschlichen war.

Die Kadette sah, dass Amalai sie erkannte hatte. Ihre Augen wurden weit, voller – Angst? Bitte?

Intuitiv machte Amalai eine beruhigende Handbewegung. Das schien zu helfen. Die Kadette entspannte sich ein wenig.

Amalais näherte sich langsam an, entlang einer Tangente, mit vorsichtigen Seitenblicken zu der Kadette. Sie versuchte zu spüren, was ging und was zu viel war. Aber das Mädchen zeigte keine erneuten Anzeichen von Panik. Amalai war so stolz und beglückt, als wäre es ihr gelungen, die Gunst eines scheuen wilden Tieres zu erringen.

Mit ihrem letzten Schritt erregte Amalai schließlich auch die Aufmerksamkeit des zweiten Krigas, eines Jungen mit schwarzer Haut und aufrechter, anmutiger Haltung, der sehr korrekt und würdevoll wirkte. Amalai räusperte sich und stellte sich vor, was ihr höfliche Grußworte einbrachte und zwei Namen: Rebonya und Gureev.

Amalai lächelte.

»Es ist ungewohnt, euch hier zu sehen«, wagte sie zu sagen. »Die längste Zeit war es Krigas nicht erlaubt, die Kaserne zu verlassen.«

Das brachte einen Funken in Rebonyas Augen, die mittlerweile alle Zeichen von Schüchternheit abgelegt hatte. »Nein, war es nicht!«, kam die hitzige Antwort.

Sie verschränkte die Arme vor der Brust in einer Pose, die weit davon entfernt war, Scheu oder aber soldatische Disziplin auszustrahlen. »Es gab allerdings einen außerordentlich guten Grund für die Änderung dieser Regel. Jedenfalls wurde uns das so erklärt. Ein furchtbarer Dämon bedroht die Stadt! Niemand außer uns Krigas kann dem begegnen. Deshalb sind wir gekommen, um euch alle zu retten. Also fürchtet euch nicht! Wir sind euer Schutz.«

Amalai betrachtete sie nachdenklich.

Rebonya hob trotzig ihr Kinn. Gureev hatte sich schon zuvor leicht abgewandt und sah nun mit ausdruckslosem Gesicht in die andere Richtung.

»Weißt du, manche Leute sagen ja, es gäbe gar keine Dämonen«, schlug Amalai vor.

Rebonya bedachte sie mit einem wissenden Blick. »Fürchtet euch nicht! Wir verteidigen euch auch gegen nicht existierende Dämonen. So dass ihr sicher seid. Und unter unserm Schutz.«

»Aha«, nickte Amalai. Ihr Interesse an Rebonya nahm beständig zu. »Und wie genau werdet ihr uns beschützen? Wenn der Dämon kommt?«

Der Funke in Rebonyas Augen glomm so stark, dass es praktisch schon einem Grinsen gleichkam, das sich über ihr ganzes Gesicht zog. »Im Moment«, teilte sie genussvoll mit, »werden wir vor allem schreien: ›Hinweg mit dir, du Teufel!‹ Und die Bürgerschaft aufrufen, Deckung zu suchen. Wir könnten auch unsere Klängen ziehen, für den Fall, dass die auf Dämonen irgendeine Art von Wirkung haben.« Rebonyas Ton wurde beißend. »Doch schon bald kommt etwas anderes.«

*

»Aber es gibt keine Dämonen!« Rebonya stampfte nahezu mit dem Fuß auf. Sie gestikulierte wild vor Gureevs Brust. »Die waren immer nur ein Trugbild der Magjas, dazu geschaffen, Menschen in Angst und

Unterwerfung zu zwingen! Dämonen sind nur ein Märchen aus der Zeit der Feudalen!«

Rebonya warf Gureev einen trotzigem Blick zu. »Und insofern überrascht es mich nicht, dass du schwankst und zögerst. Dass du einen gewissen Gefallen findest an solchen Geschichten.«

Gureev hielt sein Haupt hoch erhoben. »Ja, natürlich. Alles, was ich denke, muss seinen Ursprung darin haben, was meine Familie mir gesagt hat. Wohingegen alles, was du denkst, überhaupt nichts zu tun hat mit dem, was Menschen rund um dich gesagt haben. Deine Meinung ist so rein und unbeeinflusst von allem, dass es eigentlich gar keine Meinung ist, sondern schlicht die Wahrheit. Oder?«

Gureev wandte sich zu Rebonya um. »Du hast immer alle deine Antworten parat. Du hörst nie zu, wägst nie ab. Du schließt einfach alle anderen Möglichkeiten aus, und fertig.« Seine Finger spreizten sich wie eine aufblühende Knospe. »Ich bin wenigstens unsicher. Offen. Zumindest kann ich zugeben, dass ich etwas nicht weiß. Warst du dazu jemals bereit?«

* * *

Kortid stöhnte im Schlaf.

}}}} Von allen Seiten kroch die Dunkelheit in den Wald. Die Wesen der Nacht erwachten und spreizten ihre Krallen. Farne flüsterten, als Kortid vorüberging, streiften seine Knie und berieten, ob sie ihn zurückhalten sollten, den Fremden, den Eindringling. Knorrige Gesichter schauten aus furchiger Rinde, musterten Kortid mit unergründlicher Miene. An dünnen Silberfäden kletterten Spinnen über seinem Kopf auf und ab, sahen aus hohen Baumkronen hinunter auf das große, unbeholfene Tier unter ihnen.

Kortid stolperte über eine Wurzel. Er fing sich mit einer Hand an rauer Borke, schürfte sich auf. Eilig ging er weiter. Er musste Hun finden, dringend, und ihn nach Hause bringen, bevor die Nacht sie alle mit ihren schwarzen Zähnen verschlang.

Kortid rief mit gedämpfter Stimme nach seinem Freund. Hun antwortete nicht. Aber der Wald tat es, mit mannigfachem Rascheln und Knacken, mit dem Winken graufingriger Blätter, mit dunklem Huschen zwischen den Wurzeln.

Kortids Zunge fuhr über trockene Lippen. Er zog weiter, versuchte, mit hilflosen Augen die Dämmerung zu durchdringen. Das Unterholz an seiner Seite wurde zu einer dichten Dornenhecke. Ein gefallener Baumstamm lag in seinem Weg. Kortid setzte sich darauf, schwang die Beine hinüber – und landete direkt in der Hölle.

Ein Schrei brach aus Kortids Kehle. Direkt vor seinen Füßen lag Huns nackter Körper auf dem Boden, mit verrenkten Gliedern, blutüberströmt. Ein schwarzer Dämon saß ihm an der Kehle, seine Reißzähne glänzend und scharf, ein teuflisches Monster. Doch Kortids Schrei verwandelte den Schattengeist in eine Fahne, die in die Finsternis davonflog.

Kortid fiel neben Hun auf die Knie, packte ihn an den Schultern, rief seinen Namen wieder und wieder, blickte mit eindringlichem Flehen in sein Gesicht.

Doch Huns Augen waren starr, tot. {{{

Kortid fuhr mit einem Ruck hoch. Seine Hände umkrampften die Bettdecke in einem kalten, schweißnassen Griff. Sein Herzschlag kam rasch, dünn und flatternd.

Kortid biss sich auf die Lippen. Er starrte in die Dunkelheit seiner Kammer, auf Huns leere Matte, und auf die Bilder, die sich in seinem Kopf wiederholten, ohne Pause, ohne Erbarmen.

* * *

Amalai wanderte zwischen den Stämmen dahin. Affen und Vögel kommentierten ihr Auftauchen, riefen zu ihr hinunter und hüpfen durch die Baumkronen davon. An manchen Stellen fielen Sonnenstrahlen auf den Waldboden, an anderen ließen sie die Blätter hell und grün aufleuchten im durchscheinenden Licht.

Rindenstücke und Beeren lagen in Amalais Korb, Knospen und Wurzeln. Sogar die Pilze, die sie dringend gesucht hatte für die bestellte Heilsalbe. Eine reiche Ernte. Amalai hätte zufrieden nach Hause gehen können.

Aber sie tat es nicht.

Irgendetwas trieb sie vorwärts, zog sie an, leise und unmerklich, doch unwiderstehlich. Amalai verließ ihre üblichen Pfade durch den Wald. Sie war nun viel weiter östlich als sonst, und als sie sich nach Süden wandte, begann der Boden unter ihren Füßen rasch anzusteigen.

Amalai ging weiter.

Sie wusste nicht, wohin. Oder vielmehr, warum. Aber sie sprach die Frage nicht aus, und auch nicht die wartende Antwort. Sie zog einfach weiter. Ein Stückchen noch.

Der Hang wurde immer steiler.

Bäume und Büsche krallten sich nun mit Entschlossenheit und zähen Wurzeln zwischen die hervorragenden Felsen. Bald schon musste Amalai ihre Hände zu Hilfe nehmen, Halt suchen bei einem Ast hier, einer Steinkante da. Mühsam kletterte sie voran.

Und kam durch.

Über dem Grat wurde der Boden wieder zu einer sanften Welle und die Bäume wuchsen schlank und gerade. Die letzten Bäume. Amalai konnte zwischen ihren Stämmen schon den offenen Himmel sehen, die weiten Wiesen des Hochlands.

Sie trat aus dem Wald heraus und war gebadet in hellem Sonnenlicht und würziger Bergluft. Zu ihrer Rechten dehnte sich das Hochland unter endlosem Blau, über dem weiten Horizont von Wäldern und Feldern im Tal.

Doch zu ihrer Linken stieg der Boden zu höheren Gipfeln an, zu kargen, steilen Felsen.

Amalai stand am Fuße der Schlucht.

Sie hatte es gewusst, irgendwo tief drinnen. Dass dies der Ort war, der sie rief. Zu dem ihr Herumstreifen im Wald sie führen würde. Statt dem langen, gewundenen Pfad der Schafhirtinnen zu folgen und dann wieder um die Anhöhe herum abzusteigen, war Amalai auf direktem Weg durch den Wald geklettert. Bis zur Wiese vor der Kluft.

Und da war sie nun.

Über das Grasland hinweg konnte Amalai die ersten Deewelarque-Büsche sehen, die sich im Schatten der großen Steine hervor wagten. Dahinter fühlte Amalai den Eingang in eine noch tiefere Dunkelheit.

Sie ging einige Schritte darauf zu, hielt dann wieder inne, im Angesicht der Steine, der Deewelarque, der rauen Wände. Wind lief über das Hochland und zog an Amalais Kleidern, spannte ihren Rock wie ein volles Segel und ließ ihn wieder fallen.

Amalai stand vollkommen still. Sie lauschte.

War da etwas Ungewöhnliches, Unirdisches? Da waren Felsen. Und dunkle, dornige, giftige Deewelarque. Eine Brise, die durch die Blätter fuhr und sie rascheln ließ. Ihr Flüstern wurde lauter, deutlicher, persönlicher, das grüne Gemurmel einer alten, kratzigen Stimme.

Amalai legte ihren Kopf in den Nacken. Sie schloss die Augen. Sie vertraute sich ihren Ohren an, nahm das Heben und Senken der großen Lunge wahr, die rund um sie ein- und ausatmete, die Luft durch die Welt strömen ließ, im leisem Gerede knorriger Stämme und kantiger Steine, wogender Halme und junger Triebe.

Und sie begann mitzureden, zu antworten. Amalai summte leise, in der Tiefe ihrer Kehle, dann ihres Bauches. Murmelte, wob Worte in ihre Klänge, die sie selbst nicht erkannte. Amalai ließ ihr Lied anschwellen, gemeinsam mit dem Wind und der Erregung der Blätter wurde sie laut und eindringlich, wie in einer Auseinandersetzung. Dann ließ sie nach,

wurde wieder ruhig, leise, mit dem Abflauen der Brise.

Amalai seufzte ein paar beruhigende Töne, ein Zugeständnis, eine Versöhnung. Eine Verständigung. Amalai kehrte zur Ruhe zurück, zur Sanftheit, zum Lauschen. Zu friedvollem Beisammensein, zur Gemeinschaft rauschender Blätter und säuselnder Gräser. Sie blieb lange bei ihnen, hörte ihre Sprache und sang ihre Lieder, leise und gedämpft wie sie. Amalai wob ihre eigene Stimme in die Vielzahl der Wesen um sie herum, fand Klänge und Worte in sich, die sie noch nicht kannte, Laute, die sie in sich trug, um mit dem Wind und den Wiesen zu reden.

Amalai fühlte nicht, wie die Zeit verging. Aber sie merkte zu guter Letzt, wie der Schatten des Gipfels sich über die Wiese legte. Die Sonne war schon fast hinter dem Berg verschwunden und eine Abendstimmung lag über dem Land. Blass wie ein Nebelschleier stieg ein breiter Sichelmond über den Wäldern auf.

Langsam drehte Amalai sich um. Sie machte sich auf den Rückweg, mit kleinen, zögernden Schritten. Dann etwas mutiger, zielstrebig, klar ausschreitend in Richtung menschlicher Behausungen und ihres eigenen Heims. Noch gab es Licht genug, dass sie den Abstieg über raue, unvertraute Steilhänge schaffen konnte.

Am Waldrand hielt Amalai inne und blickte zurück. Der Eingang zur Schlucht lag still und unbewegt da. Das Grün der Deewelarque erschien schon fast Schwarz, und schweigsame Felsen bewachten eine Öffnung, die nach und nach vom Dunkel der Nacht verschlungen wurde.

Verlem sah Amalai nicht.

8

»**W**ie alt waren deine Eltern zur Zeit des Wandels? Als die Feudalen ins Exil geschickt wurden?« Rebonya zog fragend die Augenbrauen hoch.

Gureev blickte von seinem Buch auf. Dann las er weiter.

Rebonya schätzte und rechnete. »Krabbelkinder, wahrscheinlich. Sie haben sich damals noch nicht für Politik interessiert.« Ihre Stimme wurde etwas sanfter. »Wir sind zu jung. Selbst deine Eltern sind zu jung, um vor dem Wandel aktiv gewesen zu sein. Wie kann all das noch so großen Einfluss auf dich haben?«

Gureev klappte sein Buch zu. Er stand auf und ging zum Fenster, starrte hinaus in den Hof, oder ins Nichts.

Aber dann antwortete er doch. Er drehte sich zu Rebonya um. »Ich bin nicht mit meinen direkten Vorfahren aufgewachsen. Die waren eher wie Onkel und Tante für mich. Ich war immer wieder über den Winter bei ihnen in der Stadt, als ich schon größer war. Ich fand sie nett, interessant. Sie waren mir nur nicht so nahe wie Eltern.« Gureev strich mit der Hand über sein krauses Haar. »Es waren die Vorfahren meiner Vorfahren, die meine Eltern wurden. Die mich bei sich hatten, Tag für Tag, und mir ihre Zeit, Kraft und Liebe gaben.«

Die Wolken rissen auf und ließen für einen Moment den Vollmond durch das Fenster scheinen.

Gureev ließ das blasse Licht auf seiner Hand spielen. »Meine Eltern sind also viel älter, mittlerweile über siebzig. Und sie hatten machtvolle Positionen zur Zeit des Wandels. Sie waren Prinzen bei Hofe und hatten mit Anfang Dreißig ihre Zukunft noch vor sich. Darum wurden sie als gefährlich eingestuft und ins Exil geschickt, wie so viele andere Feudale auch. Auf ein Landgut verbannt, für den Rest ihres Lebens.« Gureev starrte auf die karge Wand ihrer Kammer, oder durch sie hindurch. »Ich teilte ihr Exil. Auf dem Gut gaben sie mir eine Heimat. Und meine Erziehung.«

Eine Erziehung im Geiste der Prinzen bei Hofe, dachte Rebonya und schluckte einen beißenden Kommentar hinunter. Sie hakte ihre Daumen im Gürtel ein und starrte auf ihre Füße.

Gureev sah sie an.

»Erzähl mir von dem Gut«, murmelte Rebonya.

Ein Leuchten kam in Gureevs Augen. »Es ist wunderbares Land. Sanfte Hügel voller Felder und Haine. Weiden und Bäche. Freundlich und fruchtbar.« Seine Stimme war warm. »Das Gut selbst ist nicht besonders groß. Ein paar Dutzend Leute lebten da.« Er hielt inne. »Es ist in Zonzelon. Alle Feudalen wurden an unterschiedliche Orte verbannt, wie du vielleicht weißt. Ohne Kontakt zueinander. Meine Eltern haben ihre Freundinnen nie wiedergesehen. Auch ihre Familie nicht, bis auf die wenigen Personen, die gemeinsam ins Exil geschickt wurden.« Gureevs Ton wurde bitter. »Und natürlich waren die Leute auf dem Gutshof alle unsere Wachen. Auch wenn sie sich bemüht haben, es uns nicht merken zu lassen, und den Schein zu wahren. So als ob wir irgendeine beliebige Familie wären, die Zeit auf ihrem bescheidenen Landsitz verbringt.«

»Sehr bescheiden«, brummelte Rebonya und bereute es sofort.

Gureev fuhr herum. »Warum erzähl ich dir das überhaupt? Du suchst ja doch immer nur nach Futter für deine Vorwürfe. Nach Material, das du gegen mich verwenden kannst, egal wie.« Er nahm sein Buch und ging.

Rebonya schaute zu Boden. Sie kickte einen unsichtbaren Kiesel hin und her. Dann hob sie den Kopf und folgte Gureev.

Der Gemeinschaftsraum war fast leer. Ein paar magische Laternen warfen ein warmes Licht auf eine alte Truhe hier, ein verblichenes Wappen da. Unter dem schwarzen Rechteck des Fensters saßen zwei Kadetten eingehüllt in den goldenen Schein, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt. Mit gefurchter Stirn brüteten sie über ihren Wälzern und machten sich ab und zu eine Notiz.

Abgesehen davon war nur noch Gureev da. Er saß auf der anderen Seite, den Rücken zum Raum gekehrt.

Rebonya trat zu dem Buchregal in seiner Ecke. Sie ließ ihren Blick über die Titel gleiten, betrachtete die glänzenden Buchstaben auf den Rücken, so als wäre sie deswegen gekommen. Ihr Finger glitt über einen brüchigen Einband nach dem anderen.

Als sie schließlich sprach, war es wie ein Wort, das an die alten Bücher gerichtet war, ein Gedanke, der in der Luft hing ohne Zweck, ohne Bestimmung, wie der Staub und das sanfte Licht.

»Tut mir leid.«

Rebonya drehte sich um und ging zurück in die Kammer, ohne auf Antwort zu warten.

* * *

Matte Sonnenstrahlen fielen durch die hohen Fenster des Tempels zu Toan, spielten auf dem abgetretenen Kalksteinboden, den elegant gewundenen Säulen. Der ganze Raum war in ein diesiges Licht aus Milch und Honig getaucht, in Spuren von Weihrauch und verblichener Andacht.

Lahoon wünschte, er wäre in Weiß gekleidet, so dass er sich ganz natürlich in dieses erhabene Bild einfügen würde, eine weitere stille Figur in den Farben von Bernstein und Elfenbein. Doch da kam die Tempeldienerin zurück und Lahoons ganze Aufmerksamkeit wandte sich den Schätzen zu, die sie in ihren Armen trug.

»Vielen Dank!« Begierig nahm Lahoon das Bündel alter Schriften entgegen. Er ließ sich auf einer Matte bei der Wand nieder. Als Lahoon die erste Bambusrolle öffnete, stieg ihm der Staub von Jahrzehnten und der Geist von Jahrhunderten entgegen. Ehrerbietig ließ er den Finger über die Tafeln streichen und tauchte ein in die Weite ewiger Legenden, in die Tiefe vollkommener Versunkenheit.

Stunden später war das Sonnenlicht geschwunden und nur ein paar magische Laternen glommen zwischen den Schatten. Lahoon merkte nichts davon. Er war vergraben in göttlichen Sagen, in alten Mären und vergessenen Prophezeiungen. Doch schließlich kam die Tempeldienerin und wünschte ihm eine gute Nacht. Gerade noch rechtzeitig.

Lahoon murmelte hastige Dankesworte und ließ einen Haufen unvollendeter Heldenreisen bis zum Morgen zurück. Er schnappte seine Tasche und eilte hinüber zum Sommerstern, der ältesten Taverne in Toan, wo sein Konzert jeden Augenblick beginnen würde.

* * *

Beim Drüberklettern legte Rebonya liebevoll die Hand auf das große Kupferrohr, das sich hinten durch die Badegärten schlängelte. Sie lauschte auf das Rauschen darin, und den Herzschlag der Magie darunter.

Ein Lächeln lag auf Rebonyas Gesicht, während sie durch die hohen Farne watete. Ein kleines Haus tauchte vor ihr im Gebüsch auf, mit einem völlig vermoosten Dach aus Terrakotta-Ziegeln. Der gelbe Putz der Wände bröckelte und dunkelgrüner Lack blätterte von den Fensterläden. Es sah heimelig aus, fand Rebonya, gemütlich, geheimnisvoll und magisch zugleich. Sie konnte sich keinen besseren Ort vorstellen, um ihre freien Abende zu verbringen. Ihr Herz schlug voller Vorfriede, als sie vorsichtig anklopfte.

»Hm?«, kam die Antwort von drinnen. Rebonya zog die Tür einen Spalt auf und zwängte sich hindurch. Unleha stand über einen schmalen Arbeitstisch gebeugt und blickte auf die komplizierten Muster und unzähligen Linien auf dem großen Plan vor ihr. Um sie herum herrschte ein Durcheinander magischer Gegenstände: Haufen aus Kristallen und gläsernen Fäden, halbgeöffnete Holzboxen, metallische Instrumente unterschiedlichster Bestimmung, aufgerollte Pläne und Zeichnungen.

»Rebonya!« Ein drahtiges zwölfjähriges Mädchen hopste von der Bank an der Rückwand. Veertan, eine von Unlehas Töchtern. »Schau, was wir haben!«

Stolz hielt Veertan eine schlanke, längliche Holzschatulle hoch, glatt poliert und etwa so lang wie ihr Unterarm. »Eine Traption, ganz selbst gemacht! Unleha hat ihr gerade den Funken gegeben, und ich habe geholfen!«

Rebonya trat vorsichtig näher und spähte in die geöffnete Schatulle. Ein Labyrinth unsichtbarer Fäden glänzte vor ihren Augen, und dazwischen Kristalle von eiskalter Klarheit, oder von zartem Grün und tiefstem Violett.

»Was kann sie?«, fragte Rebonya.

»Nicht sagen, nicht sagen!«, beschwor Veertan Unleha.

»Ich zeig's dir!« Veertan zog Rebonya am Ellbogen hinaus in die Wildnis vor der Hütte. Das Abendlicht war sanft, voll blauer Schatten, und die Bäume standen als schwarze Silhouetten vor einem Himmel aus Lavendel. Veertan watete einige Schritte durch das kniehohe Grün, bis sie zwischen all den Ranken und Farnen eine flache Stelle voller Moos fand. Dort legte sie die Traption ab.

Rebonya ging neben Veertan in die Hocke, einen gespannten Blick in ihren dunklen Augen.

»Jetzt schau«, flüsterte Veertan.

Auf ihren Daumendruck hin schoss ein Lichtstrahl aus dem Holz, eine helle blaue Säule, die in den Himmel ragte. Zwischen wogenden Schatten und den schwindenden Farben des Abends wirkte der klare Schein geradezu unwirklich, anderweltig.

»Ist das nicht schön?« Veertan wandte sich mit leuchtenden Augen zu Rebonya um.

Unleha hockte sich zu ihnen. »Es ist etwas ganz Besonderes. Eine völlig neue Art, Licht zu kreieren. Ganz undenkbar, dass unsere klassischen magischen Laternen jemals so etwas hinbekämen.«

Rebonya ließ sich bezaubern von dem blauen Leuchten, diesem göttlichen Finger, der geradewegs in den Himmel zeigte. Sie war

gebührend beeindruckt. Erst nach einer angemessen langen Frist der staunenden Bewunderung wandte sie sich an Unleha, um zu fragen: »Und wozu brauchen die Leute das?«

Unleha zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Muss es einen Zweck haben, außer großartig auszusehen?«

»Aber haben sie denn beim Bestellen nichts dazu gesagt?«

»Nein. Ich habe nicht direkt mit den Leuten gesprochen, die es haben wollen. Sondern nur mit Tenatetlan, der Krämerin. Sie organisiert das hier für jemand anderen. Ich glaube, sie machen sogar mehrere von diesen, fragen alle Almechas der Umgebung, derer sie habhaft werden können. Aber wie auch immer«, wechselte Unleha plötzlich das Thema, »es gibt noch andere gute Neuigkeiten, hast du schon gehört?«

Sie stand abrupt auf. »Die Untersuchung geht los. Wegen Hun. Das heißt, die offizielle Kontrolleurin für Lernlauben wird demnächst in der Kaserne auftauchen, beziehungsweise in der Kadettenschule der Klinge. Und wird fragen, wie in aller Welt es passieren konnte, dass ein Junge zu Tode gekommen ist.« Unlehas Stimme war schneidend. »Und ob vielleicht irgendetwas an diesem System geändert werden muss, damit es nicht nochmal passiert.«

* * *

Kalter Stahl blitzte im Abendlicht als Kortid seine Waffe schwang, kraftvoll und präzise. Mit einem Ausfall stieß er auf den unsichtbaren Feind, parierte, attackierte erneut. Balken und Strohpuppen zuckten, als Kortids scharfes Schwert sie traf und jedes Mal genau ihre Herzpunkte markierte. Schweiß lief über Kortids Stirn, aber seine Miene war hart, entschlossen. Er ließ erst ab, als die anderen Kadetten ihn riefen.

Die Stunde war gekommen.

Es war Zeit, den Exerzierhof zu verlassen und sich in den Straßen der Stadt der Dämmerung zu stellen.

»Zum Glück ist dies die letzte Nacht, wo wir schutzlos hinausziehen.« Ein blasser Vollmond sah schweigend auf ihn hinunter. Kortid hob seine Klinge und schob sie energisch zurück in die Scheide. »Morgen kommen die magischen Schwerter.« Er biss die Zähne zusammen. »Wir können nur hoffen, dass wir diese Nacht dem Tod noch einmal entrinnen.«

Hinter ihm verzog Rebonya das Gesicht. »Dem Tod entrinnen«, also wirklich! Behrlem ist nicht gerade lebensgefährlich.«

»Halt die Klappe!« Kortid fuhr herum, blanke Wut in den Augen. »Kein Wort mehr! Wage es ja nicht, mich noch einmal anzuzweifeln! Ich habe den Dämon gesehen, mit eigenen Augen, und niemand wird mir etwas anderes erzählen. Du warst nicht dort! Du hast keine Ahnung!

Also halt den Mund!«

Rebonyas Fäuste waren geballt. »Ich war nicht dort, aber ich bin hier! Und auch ich habe Augen, und ich kann sehen, was hier–«

»Nein, kannst du nicht!«, schrie Kortid. »Du weißt gar nichts! Alles, was du hast, sind Geschichten und Gedanken. Theorien. Aber ich habe diesen Dämon gesehen! Direkt vor mir. Auf Huns toter Brust.«

Kortids Gesicht war blass geworden, und alle Muskeln seines Körpers hart wie Stahl. Bilder jener Nacht stiegen ungebeten vor seinem inneren Auge auf, von einem dunklen Wald, schwarz drohenden Bäumen. Von Huns verdrehten Gliedern, seinem totenstarrten Gesicht.

Kortids Atem war flach und unregelmäßig. Mit fiebrigen Augen fixierte er Rebonya.

»Wage es nicht!«

9

Dunkle Wolken hingen über der Piazza und ließen den späten Nachmittag düster und müde erscheinen. Nur ab und zu strahlte ein heller Silberglanz auf, umrandete die barocken Wolken mit dramatischem Himmelslicht. Doch dann verschwand er wieder, tauchte unter in Bergen von regnerischem Grau, die ihre Schatten über die Stadt warfen.

Die Krigas standen in Formation, mitten im Zentrum der Stadt. Auf dem Platz vor dem Schreibhaus formten sie ein sauberes, ordentliches Rechteck, und einen großen, losen Kreis außen herum. Eine Begrenzung. Die respektiert wurde. Denn auch wenn zwischen den einzelnen Krigas im Außenkreis viel Abstand war, so ging doch keiner der schaulustigen Menschen zwischen ihnen hindurch. Sie blieben alle außerhalb. Und warteten.

In dem symbolischen Theaterforum trat ein Kriga nach der anderen aus der Formation. Ging mit exakten Schritten vor bis zu Berqar, die mit feierlicher Würde eine längliche Holzschatulle in die ausgestreckten Hände legte. Mit ernster Miene überreichte sie ihre Gabe, wie eine schwere Verantwortung.

Die Krigas schlugen die Hacken zusammen und marschierten steif und aufrecht zurück. Alle, bis auf den letzten. Auf ein leises Wort von Berqar hin blieb Gureev zurück und stellte sich allein vor die geschlossenen Reihen.

Berqar trat zurück.

Im Kreise der Krigas schien das Licht zu schwinden. Schweigen und Dämmerung tauchten die Truppe in ominöse Vorahnung. Aber dann floss ein Strom heller Funken über den Boden und sammelte sich in einem leuchtenden See. Das Glimmen wurde stärker, tiefer, kraftvoll wie glühende Kohlen, wie eine sengende Sonne. Für einen Moment hielten die Menschen schützend die Hand vor die Augen.

Als sie wieder hervorlugen konnten, stand ein Magja im schwindenden Schimmer aus Gold. Stolz und aufrecht, in langen,

wogenden Roben, ein Bild von Macht und Würde, hob er befehlend den knorrigen Stab in seiner Hand.

Alle Krigas ließen sich auf ein Knie nieder. Sie hielten die glänzenden Holzschatullen vor sich, in einer Geste der Darbietung, der Ehrfurcht. Ihre Blicke ruhen gebannt auf dem Magja.

Pramus gab das Zeichen.

Wie von unsichtbarer Hand geleitet machten alle Krigas die selbe Bewegung, zur selben Zeit. Und ein Säulenwald aus Licht erschien.

Helle blaue Strahlen stachen durch die Düsternis und reckten sich gen Himmel.

Donner grollte in den Wolken hoch droben. Besorgt sahen die Menschen hinauf. Doch es war keine Naturgewalt, die über ihnen knurrte und drohte.

Ein Strudel aus Licht und Finsternis formte sich über den Krigas. Violett und purpurn, schwarz und blutrot wirbelten die Spiralen in wütendem Tosen über ihren Köpfen. Und sanken allmählich tiefer. Der Donner schwoll an, wurde ohrenbetäubend, schier unerträglich. Die Krigas knieten unbewegt unter dem Ansturm, ihre Lichtschwerter hoch erhoben.

Schon stach das leuchtende Blau der Klingen in den tobenden Wirbel. Ein Zischen ging durch die Purpurwolken, ein schmerzliches Zucken. Doch dann senkten sie sich weiter ab, kamen näher wie ein höllischer Tornado aus Finsternis und Glut. Nur noch Haaresbreite trennte sie von den Köpfen der Krigas.

Bei der ersten Berührung schwoll der Donner an zum Gebrüll eines Drachen, eines rasenden Dämons. Und das Licht der Schwerter glühte auf, weiß und heiß wie eine Stichflamme.

Der Donner brach. Der Wirbel verschwand.

Die Krigas harrten aus, das Knie gebeugt, ehrfürchtig und überwältigt. Ihre Lichtschwerter kühlten ab, von weißem Glosen zu einem milden, blauen Schein.

Für einen Moment erschien der Geist des ewigen Krigas in der Abenddämmerung, kraftvoll, anmutig, edel, eins mit dem leuchtenden Schwert in seinen Händen. Nahezu unirdisch in der Schönheit und Vollkommenheit seiner Kampfschritte.

Die Erscheinung verblasste.

Der Magja schwang seinen Stab.

In völligem Gleichklang erhoben sich die Krigas. Sie löschten ihre Schwerter und machten kehrt. Einen Augenblick später waren sie in der Dämmerung verschwunden.

»Das macht sie mit Absicht.« Rebonya drehte sich zu Gureev um und sah ihn an, bevor sie sich auf ihre Matte zurück plumpsen ließ. »Was denkst du denn? Warum hat sie dich da vorne allein stehen lassen, wie jemand ganz Besonderen? Alle sollten das sehen. Nicht nur wir Krigas, sondern sogar die Leute aus der Stadt.«

Rebonya schüttelte den Kopf. »Und diese ganze Vorstellung: der Beweis, dass Traptionen vielleicht blaues Licht ausstrahlen können, aber nur die Kraft eines alten Magjas ihnen wahre Macht zu geben vermag. Fähig ist, sie in unbesiegbare Lichtschwerter zu verwandeln, die es mit Dämonen aufnehmen können. Und auch wenn es viele von uns tapferen unbekanntnen Krigas braucht, um diesen Kampf zu führen, so gibt es doch einen, der vor allen steht, der auserwählt wurde: den einsamen Helden. Dich. Kein Wunder, dass der Traumkriga zum Schluss aussah wie ein Gureev.«

Gureev zog unbehaglich an seiner Decke. »Er sah nicht aus wie ich.« Er drehte sich zur Seite. »Auch seine Haut war nicht schwarz. Das schien nur so, wegen des seltsamen Lichts. Das war alles.«

* * *

»Und ich habe da auch noch mitgeholfen, unwissentlich!« Unleha schäumte.

»Sie haben uns benutzt.« Tenatetlan knirschte mit den Zähnen. »Sie haben unverfängliche Mittelsleute zu mir als Krämerin geschickt, um den Auftrag weiterzugeben. Damit ich Almechas anfrage, die nie im Leben ihr Können zur Verfügung gestellt hätten für die Fabrikation von Lügen und Illusionen. Lichtschwerter, also wirklich! Was für ein Affront für alle vernünftigen Almechas!«

Ein unwillkürliches Grinsen machte sich auf Unlehas Gesicht breit. »Aber die Traption selbst ist toll. Für sich genommen. Hat mir Riesenspaß gemacht, das zu bauen. Unglaubliche Technik. Völlig neuer Zugang zu Licht. So etwas habe ich echt noch nie gesehen.«

»Sie haben dich missbraucht!«, stieß Tenatetlan hitzig hervor. »Bist du irgendeine verachtenswerte Dienerin, dass du so behandelt werden darfst? Die haben dir ins Gesicht gespuckt! Jedes Mal, wenn sie mit ihren ›magischen Schwertern‹ herumfuchteln, ist es eine neue Beleidigung! Das kannst du nicht auf dir sitzen lassen! Hast du denn gar kein Ehrgefühl? Willst du diesen Schlag ins Gesicht ungerächt lassen?«

Tenatetlan ballte die Faust.

»Du musst dich wehren! Zurückschlagen, ohne Kompromisse!«

* * *

Sorgsam lehnte Kortid die Holzschatulle neben seiner Matte an die Wand. Er ließ die Finger über die glatte, polierte Oberfläche gleiten. Mit einem tiefen Atemzug drückte er darauf.

Licht flammte auf. Strahlend hell durchbrach das magische Schwert die Finsternis. Die Dunkelheit der Kadettenkammer war gebrochen. Mit dem Hauch eines Lächelns auf den Lippen lehnte Kortid sich zurück. Vorsichtig ließ er den Griff des Schwertes los.

Kortid schlüpfte unter die Decke, den Blick zum Raum gewandt, und stellte sicher, dass er ein Auge offen halten konnte falls nötig. Dass die Waffe in Reichweite war und er sie mit einem schnellen Griff hochschwingen konnte.

Kortid lag still und lauschte seinen Gedanken. Nachts war die Gefahr am größten, da war er sicher. Der Dämon würde in der Dämmerung kommen. Wenn er kam, wenn er wieder zuschlug. Dann wäre es im Dunkeln.

Weshalb es kein Dunkel geben durfte. Es musste Licht da sein, immer. Und die Schwerter griffbereit. Sie durften keinen einzigen Augenblick unaufmerksam sein. Vor allem nicht nachts. Schon gar nicht in einer Nacht wie dieser, wo der volle Mond gänzlich von schwarzen Wolken verschluckt wurde.

Kortid biss sich auf die Lippen. Er wandte sich wieder dem Schwert zu, seinem unfehlbaren Strahlen, seinem Versprechen von Macht und Sicherheit. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. So sollte es sein. Sie waren kampfbereit. Mit der Magie der Schwerter an ihrer Seite hätten sie eine Chance. Vielleicht sogar die Hoffnung, dass der Dämon gar nicht erst käme, abgeschreckt durch das Licht, durch die Kraft des Zaubers. Der magische Schein mochte ihn fernhalten. Mochte ihnen Sicherheit geben.

Auch wenn viele das nicht sahen. Es für übertrieben hielten, für unnötig. Oder sich in ihrer Faulheit lieber für kleine Annehmlichkeiten entschieden. So wie die Bequemlichkeit, tief und fest zu schlafen, im Dunkeln.

›Narren!‹, dachte Kortid wütend. ›Riskieren ihr Leben. Legen sich gemütlich zu Ruhe, nur um vielleicht nie wieder aufzuwachen.‹

* * *

Amalai blinzelte verschlafen ins Morgenlicht. Ihre Hand tappte zur Matte neben ihr, doch die war kalt und leer. Amalai zögerte; dann fiel es ihr wieder ein. Lahoon war in Toan.

Sie stand auf und ging hinüber in sein Atelier, spazierte durch das

Gedränge aus Staffeleien und halbfertigen Gemälden. Einhörner und Drachen blickten Amalai von den Leinwänden entgegen, und unbekannte Wesen aus Licht und Äther, die über unirdischen Landschaften schwebten. Amalai wandelte zwischen Elfenauen und einsamen Tempeln, zwischen Traumbildern und unerzählten Geschichten. Sie war umgeben von Welten, die erst gefunden werden wollten, die auf Begegnung warteten. Amalai fühlte die Sehnsucht und die Liebe.

Sie dachte an Lahoon.

Und sie dachte an Verlem.

*

Durch das tiefe Grün des Waldes stieg Amalai zu den Bergen auf. Wieder und wieder.

Sie hatte es aufgegeben, nach Erklärungen und Begründungen zu suchen. Sie lief einfach. Für einen weiteren flüchtigen Moment, eine weitere unermessliche Stunde, die sie mit dem Wind und dem Gras verbringen konnte, mit den Felsen und den Deewelarque. Mit dem Lauschen auf das leiseste Flüstern, auf einen Hauch von Fay.

Amalai näherte sich dem Eingang der Schlucht vorsichtig, indirekt. Sie änderte ihre Richtung nur ein winziges bisschen, kam gerade mal ein ganz klein wenig näher heran. Dann blieb sie stehen, und verharrte still für einen langen Nachmittag, an dem sie auf die Brise und die flüsternden Blättern hörte.

Ein ander Mal, als sie wiederkam, ging sie bloß einen Schritt weiter, und setzte sich dort in die Wiese, verwurzelt wie eine Pflanze. Ein Hase kam und setzte sich ihr mit gebührendem Abstand gegenüber. So saßen sie beide und warfen sich verstohlene Blicke zu, bis es Zeit für den Hasen wurde, nach Hause zu gehen.

Amalai fühlte, wie sich die Luft um sie bewegte, in die Schlucht hinein wehte und wieder heraus. Sie wurde mit dem Geruch vertraut, den sie ihr zutrug, von der dunklen Atmosphäre im Inneren, von Abgeschiedenheit und Stille.

Amalai legte ihre Hand, ihre Wange auf die Felsenbrocken der Wiese, sandte einen Ruf in die Tiefen des Urgesteins, hörte die Unendlichkeit der Zeit, die Massigkeit der Welt. Mit ihrem Atem hauchte Amalai über die Flechten, die den rauen Stein zierten, freundete sich an mit ihren kunstvollen Mustern, mit ihren dezenten Schattierungen von Grau und Weiß. Ließ sich das Maß zeigen, in dem für sie die Zeit verging. Blieb bei ihnen, alterslos.

Amalai sah die Wolken über die Berge ziehen. Sie sah, wie das Licht schräg auf die Wiese fiel, wie ein abnehmender Halbmond blass in den Morgenhimmel schwand. Fühlte, wenn die Dunkelheit hinter den

Felsen der Schlucht dichter wurde.

Sie spürte Verlem.

Er war da. Er war immer da gewesen, jedes Mal. Amalai hatte es gewusst, selbst an jenem ersten Abend, als sie ihn nicht gesehen hatte.

Verlem fühlte sie. Er spürte ihre Gegenwart genauso wie sie seine. Oder war es die Gegenwart des ganzen Berges, die Amalai spürte, die der Gräser, der dornigen Büsche? Amalai konnte nicht mehr unterscheiden zwischen Verlem und dem Wind, den Aromen der Schlucht. Es spielte auch keine Rolle mehr, so als würde letztlich doch alles auf ein und dasselbe hinauslaufen.

Und so kam Amalai wieder, immer wieder, um bei ihm zu sein, bei ihnen allen.

Verlem war da.

Er kam nie zu ihr. Näherte sich nicht, machte keine Bewegung, keinerlei Anstalten, um sie zu treffen oder mit ihr zu sprechen.

Er war einfach nur da. Er saß auf einem der Felsblöcke. Er stand neben einer Deewelarque, wo er so sehr mit ihrem Schatten verschmolz, dass Amalai seinen Umriss erst nach Stunden bemerkte. Oder vielleicht war er gerade erst gekommen? Nein. Amalai war sich sicher. Verlem war immer da gewesen, die ganze Zeit. Sie spürte ihn mehr als sie ihn sah.

Manchmal schaute Verlem zu ihr hinüber. So wie sie zu ihm. Aber er tat es nur für einen kurzen Moment, nur einen Blick, gerade lang genug, um sie wissen zu lassen, dass er sie gesehen hatte. Dass er wusste, dass sie da war. Dann wandte Verlem sich wieder ab und schaute hinaus in die Weite des Tales.

Genau so saß er auch jetzt auf der Wiese vor den Felsen. Seine Augen ruhten auf dem Abhang vor ihm, den Blumen und Wildkräutern, den rauschenden Wäldern am Fuße der Berge.

Verlem war vollkommen ruhig. Er hatte die Füße auf dem Boden aufgestellt und ließ die Beine leicht auseinanderfallen, seine Arme um die Knie gelegt, die Hände locker verschränkt.

Amalai sah sein Profil, seinen fragilen Körper, seinen zarten Kopf. Seine dunklen Augen, die in die Ferne schweiften. Die milde Sonne des späten Nachmittags lag auf seinem Gesicht, liebte die weiße Haut, ließ die hohen Wangenknochen hervortreten. Sein feines schwarzes Haar war aus der Stirn gekämmt, und nur eine einzelne lose Strähne fiel über seine Schläfe.

Verlem schien so still, so unbedrohlich wie immer.

Amalai fühlte ihr Herz rasen.

Aber daran hatte sie sich mittlerweile gewöhnt.

Sie rückte ganz langsam näher, stückchenweise, jede Stunde, jeden